

Plekos

Elektronische Zeitschrift für Rezensionen
und Berichte zur Erforschung der Spätantike

HERAUSGEGEBEN VON

KAI BRODERSEN · JOACHIM GRUBER

MARTIN HOSE · PETER VON MÖLLENDORFF

FERDINAND R. PROSTMEIER · STEFAN REBENICH

MARCUS REUTER

Jahrgang 13, 2011

Inhalt Plekos 13, 2011

Rezensionen

Manfred Clauss:

Der Kaiser und sein wahrer Gott.

Der spätantike Streit um die Natur Christi.

Darmstadt: Primus-Verlag 2010.

(Veit Rosenberger) [49,6 KB] 1–2

Peter Riedlberger:

Philologischer, historischer und liturgischer Kommentar zum 8. Buch

der Johannis des Goripp nebst kritischer Edition und Übersetzung.

Groningen: Egbert Forsten 2010.

(Ulrich Lambrecht) [85,9 KB] 3–7

Richard J. A. Talbert:

Rome's World. The Peutinger map reconsidered.

Cambridge: Cambridge University Press 2010.

(Florin Fodorean, Cluj-Napoca) [109,2 KB] 9–19

Leonardo de Arrizabalaga y Prado:

The Emperor Elagabalus: Fact or Fiction?

Cambridge: Cambridge University Press 2010.

(Christian Körner, Bern) [80,6 KB] 21–26

Alexander Reis:

Nida-Heddernheim im 3. Jahrhundert n. Chr.

Studien zum Ende der Siedlung.

Frankfurt: Archäologisches Museum Frankfurt 2010.

(Alexander Heising, Freiburg) [91,9 KB] 27–35

Pierre Gros:

Gallia Narbonensis. Eine römische Provinz in Südwestfrankreich.

Mainz: Philipp von Zabern 2008.

(Joachim Gruber, Erlangen) [129,5 KB] 37–45

Francisco Rodriguez Adrados:

Greek Wisdom Literature and the Middle Ages.

The lost Greek Models and Their Arabic and Castilian Translations.

Bern u. a.: Peter Lang 2009.

(Oliver Overwien, Berlin) [101,2 KB] 47–54

Joachim Szidat:

Usurpator tanti nominis.

Kaiser und Usurpator in der Spätantike (337–476 n. Chr.).

Stuttgart: Steiner 2010.

(Ulrich Lambrecht) [70,6 KB] 55–59

Tilman Bechert:

Kreta in römischer Zeit.

Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2011.

(Christian Körner, Bern) [97,7 KB] 61–65

Bill Leadbetter:

Galerius and the Will of Diocletian.

London/New York: Routledge 2009.

(Ulrich Lambrecht) [88,2 KB] 67–73

Gereon Siebigs:

Kaiser Leo I.

Das oströmische Reich in den ersten drei Jahren seiner Regierung.

2 Bde. Berlin/New York: de Gruyter 2010.

(Ulrich Lambrecht) [77,8 KB] 75–82

Johannes Hahn (Hrsg.):

Spätantiker Staat und religiöser Konflikt.

Imperiale und lokale Verwaltung und die Gewalt gegen Heiligtümer.

Berlin/New York: de Gruyter 2011.

(Peter Riedlberger) [97,8 KB] 83–90

H. Cotton u. a. (Hrsgg.):

Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae.

A multi-lingual corpus of the inscriptions

from Alexander to Muhammad. Vol. 1: Jerusalem. Part 1: 1–704.

Berlin/New York: De Gruyter 2010.

(Konstantin M. Klein) [118 KB] 91–100

Ferdinand R. Prostmeier/Horacio E. Lona (Hrsgg.):

Logos der Vernunft – Logos des Glaubens.

Berlin/New York: De Gruyter 2010.

(Michael Lattke) [198,2 KB] 101–108

Walter E. Kaegi:

Muslim Expansion and Byzantine Collapse in North Africa.

Cambridge: Cambridge University Press 2010.

(Chiara O. Tommasi Moreschini) [98,7 KB] 109–112

NeuerscheinungenNeuerscheinungen 2011-1 – 8. März 2011 i–viNeuerscheinungen 2011-2 – 8. September 2011 vii–xiv

Manfred Clauss: Der Kaiser und sein wahrer Gott. Der spätantike Streit um die Natur Christi. Darmstadt: Primus-Verlag 2010. 144 S. EUR 22.90. ISBN 978-3-89678-816-0.

Als ein verstockter Arianer bei einer Predigt des Ambrosius sah, wie ein Engel dem Mailänder Bischof die Worte ins Ohr sprach, bekehrte er sich zum rechten Glauben. So lesen wir in der Ambrosiusvita des Paulinus von Mailand (cap. 17). Allerdings ging es im facettenreichen Disput um die Natur Christi bei weitem nicht immer so friedlich zu. Das besondere Verdienst dieses Buches liegt darin, dass Clauss (fortan: C.) uns immer wieder die ungeheure Streitsucht im frühen Christentum vorführt. Ausgehend von einem in der antiken Welt unerhörten Wahrheitsanspruch der Christen in religiösen Angelegenheiten konnte sich ein blanker Hass entwickeln, der zu ungeheuerlichen Verwünschungen der Gegenseite, zu Vertreibungen und Straßenschlachten führte und oft genug in Totschlag gipfelte: Georg, der arianische Bischof von Alexandria, wurde 361, nach dem Ableben seines Beschützers Constantius II., totgeprügelt.

Auch wenn C. sich auf den Streit um die Natur Christi beschränkt, steht ihm genügend Stoff zur Verfügung. Zu den von C. angeführten Varianten des Christentums gehören nicht nur die geläufigen wie die Arianer, Nicaener, Donatisten und Anhomöer, sondern auch die Novatianer, Sabellianer, Paulianer, Valentinianer, Marcioniten, Montanisten, Eusebianer, Athanasianer, Melitianer, Exukontianer, Heterousiasten, Miaphysiten und Dyophysiten, Eutychianer, Melkiten, Severianer, Nestorianer, der Origenismus und die Jakobitische Kirche. Fast alle diese Spielarten des Christentums werden in einem eigenen Kasten bei ihrem ersten Vorkommen im Text erklärt. Was „wahrer Glaube“ war, definierten oft nur Mehrheiten (S. 52). Gleichwohl werden diejenigen nie richtig erklärt, die für die Mehrheit, für den *mainstream*, stehen: die Katholiken. Eine solche Darstellungsweise verrät viel über unsere Herangehensweise an die innerkirchlichen Konflikte. Andere Streitfelder, wie etwa die von Pelagianern und Semipelagianern über die Bedeutung der Gnade, finden keine Berücksichtigung.

Das eigentliche Thema, die Rolle des Kaisers im Streit über die Natur Christi, wird in zehn Kapiteln chronologisch von Konstantin bis Justinian durchexerziert. Als große Linie lässt sich ein zunehmendes Sich-Einmischen des Herrschers in Glaubensfragen erkennen. Dies begann bereits bei Konstantin; während frühere Konzilien in einer Kirche stattgefunden hatten, versammelte er die Bischöfe in seinem Palast in Nicaea und kommunizierte damit seinen Willen, den arianischen Streit beizulegen. Orthodoxie wurde nach C. nur durch die Einmischung des Kaisers hergestellt (S. 13), war aber Veränderungen unterworfen, wie etwa die Konjunktur der Arianer unter Constantius II. bei der Doppelsynode von Seleukia-Rimini (359), in der die Beschlüsse von Nicaea aufgehoben wurden. Constantius II. erhielt scharfen Gegenwind durch nicaenische

Bischöfe wie Lucifer von Calaris, der den Kaiser als Vorläufer des Antichrist und als Sohn der Pestilenz apostrophierte, weil er den arianischen Glauben als „katholisch“ bezeichnet hatte (S. 70). Den Spielräumen der Kaiser waren also enge Grenzen gesetzt, wie auch das erfolglose pagane Intermezzo Iulians belegt. Theodosius I. war strikter Nicaener; bei Theodosius II. behandelt C. zwei konkurrierende Frauen, Athenais, die Gattin des Herrschers, sowie Pulcheria, seine Schwester; während Pulcheria die Position der Dyophysiten stärkte, unterstützte Athenais die Miaphysiten; die Gründe für das jeweilige Engagement bleiben aufgrund der Quellenlage leider im Dunkeln. Iustinian scheiterte bei dem Versuch, sich um die Rechtgläubigkeit aller Reichsbewohner zu kümmern.

Nicht immer ging es nur um theologische Inhalte; auf reichsweiter Ebene ist die Konkurrenz der fünf wichtigsten Bischofssitze von Rom, Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem zu erkennen, wobei Rom bald den Primat beanspruchte, Konstantinopel aus politischen Gründen nach Gleichrangigkeit strebte und zugleich über Generationen von Bischöfen hinweg im theologischen Clinch mit Alexandria lag. Auf der regionalen Ebene sind heftige Spannungen zwischen Metropolitanbischof und den kleineren Bischofssitzen zu konstatieren; auf der lokalen Ebene kam es in Großstädten wie Alexandria immer wieder vor, dass verschiedene christliche Gruppierungen ihren eigenen Bischof hatten. Der Westen des römischen Reiches war, so legen es zumindest die Quellen nahe, weniger von theologischen Streitereien erschüttert. C. erklärt diesen Unterschied zwischen Ost und West durch den Einfluss der Philosophie im griechischen Osten: man hinterfragte dort mehr.

Immer wieder unterstreicht C. die Komplexität des Streites um die Natur Christi. Daher wünscht man sich an einigen Stellen eine genauere Analyse der Quellen zu den Entscheidungen der Kaiser. Welche Motivationen hatten sie? Oder besser: Welche Motivationen wurden ihnen in den Quellen zugeschrieben? Und so schlecht ist unsere Quellenlage nicht immer: So wird die Entscheidung Konstantins für den Christengott vor der Schlacht an der Milvischen Brücke kurz referiert (37 f.); für die Untersuchung der disparaten Quellenlage ist leider kein Platz. An einigen Stellen wird offensichtlich, dass C. sich im Prokrustesbett einer strikten Seitenvorgabe befand; vielleicht fehlt daher eine eigentliche Zusammenfassung. Warum für den Einband eine Glasmalerei aus dem 15. Jahrhundert verwendet wurde, bleibt das Geheimnis des Verlages.

Insgesamt ist das Buch süffig und spannend geschrieben (Rez. hätte während der Lektüre beinahe einen potentiell fatalen weihnachtlichen Zimmerbrand übersehen), es leitet sicher durch das Gestrüpp von Häresien und Orthodoxien. Anfänger werden das Buch ebenso wie Fachleute mit Gewinn lesen.

Veit Rosenberger, Erfurt
veit.rosenberger@uni-erfurt.de

Peter Riedlberger: Philologischer, historischer und liturgischer Kommentar zum 8. Buch der *Johannis* des Corippus nebst kritischer Edition und Übersetzung. Groningen: Egbert Forsten 2010. 503 S., 36 Abb. EUR 85.00. ISBN 978-90-6980-157-5.

Die historische Epik des Flavius Cresconius Corippus wird in gängigen Darstellungen römischer Literatur nur knapp behandelt.¹ Geographisch und chronologisch erscheint Corippus gewissermaßen als „Randexistenz“: Seine Heimat Nordafrika war seit 534 zwar wieder (ost-)römisches Provinzialgebiet, Corippus selbst aber einer der letzten lateinischen Dichter aus Afrika und zugleich der letzte Vertreter lateinischer historischer Epik in der zu Ende gehenden Spätantike. Galt über Jahre Erich Burcks Aufsatz zu der *Johannis* des Corippus als „maßgebend“², so haben sich in jüngster Zeit die philologischen Forschungen zur *Johannis* außerordentlich belebt, wie die fortschreitende Kommentierung dieses Werks³ und manche Monographie⁴ bezeugen.

In diese Forschungsaktivitäten zur *Johannis* des Corippus ist auch Peter Riedlbergers umfangreicher und zugleich umfassender, kaum Wünsche und Fragen offenlassender Kommentar zum achten und letzten Buch dieses Epos einzureihen. Auf etwa 100 Seiten, einem Fünftel des Buches, werden die Präliminarien zum eigentlichen Kommentar abgehandelt: handschriftliche Überlieferung und Editionen, die historische Einordnung des Autors Corippus und seines

- 1 Vgl. Albrecht Dihle: Die griechische und lateinische Literatur der Kaiserzeit. Von Augustus bis Justinian. München 1989, S. 607 f. (kurze Besprechung im Zusammenhang mit der Spätzeit lateinischer Dichtung aus Nordafrika); Michael von Albrecht: Geschichte der römischen Literatur von Andronicus bis Boëthius. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Neuzeit, Bd. 2. 2. Aufl. München 1994, S. 1031; 1043 (nicht eigens behandelt, nur erwähnt im Zusammenhang mit der panegyrischen Epik Claudians).
- 2 So v. Albrecht (Anm. 1) S. 1043 Anm. 2 über Erich Burck: Die „Johannis“ des Corippus. In: Ders. (Hrsg.): Das römische Epos. Darmstadt 1979, S. 379–399; 418 f.
- 3 Vgl. Maria Assunta Vinchesi: Flavii Cresconii Corippi Iohannidos liber primus. Introduzione, testo critico, traduzione e commento. Neapel 1983 (Koinonia 9); Vincent Zarini: Berbères ou barbares? Recherches sur le livre second de la *Johannide* de Corippe. Nancy 1997 (Études anciennes 16); Chiara Ombretta Tommasi Moreschini: Flavii Cresconii Corippi Iohannidos liber III. Florenz 2001 (Serie dei classici greci e latini N. S. 8).
- 4 Beispielsweise Thomas Gärtner: Untersuchungen zur Gestaltung und zum historischen Stoff der *Johannis* Corippus. Berlin/New York 2008 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 90); Claudia Schindler: Untersuchungen zur spätantiken Verspanegyrik von Claudian bis Coripp. Berlin/New York 2009 (Beiträge zur Altertumskunde 253).

in der *Johannis* behandelten Gegenstandes, sprachlich-stilistische und formale Gesichtspunkte, Ausführungen zur Entstehung des Werkes und Gattungsfragen, sein Inhalt im Überblick und editorische Vorbemerkungen. Es folgt der rund 350 Seiten umfassende, nach Textabschnitten gegliederte Kommentar mit integrierter, abschnittsweise dargebotener Edition. Den Abschluß bilden mit etwa 50 Seiten das Literaturverzeichnis sowie das Stellen- und das Sachregister. Insgesamt liegt mit diesem Buch ein hervorragendes, inhaltlich und auch äußerlich Maßstäbe setzendes Arbeitsmittel zum achten Buch der *Johannis* des Corippus vor.

Entstanden ist dieses Epos Mitte des sechsten Jahrhunderts, nachdem Kaiser Justinians General Johannes Troglita den Berberaufstand der Jahre 546–548 in der römischen Provinz erfolgreich niedergeschlagen hatte. Dieser Leistung widmet Corippus ca. 5000 Hexameter in acht Büchern, indem er in Anlehnung an Vergils *Aeneis* die Leistung des Johannes würdigt. Auf diese Weise parallelisiert er den erfolgreichen Heermeister mit Aeneas, Kaiser Justinian mit Augustus und sich selbst mit Vergil, als wollte er, fast 600 Jahre nach Begründung des Prinzipats, Kündler eines jetzt christlich fundierten Selbstverständnisses des *Imperium Romanum* sein.

Riedlbergers Kommentar berücksichtigt neben philologischen Fragen gleichermaßen auch historische Gesichtspunkte und lenkt so den Blick auf die Aussagen eines Werkes, das bislang von der historischen Forschung wenig beachtet wurde. Vor dem eigentlichen Kommentar führt Riedlberger ausführlich in das Epos und eine Reihe der mit diesem Werk verbundenen allgemeinen Probleme ein. Die *Johannis* ist nur in einer einzigen, nicht sonderlich sorgfältig erstellten Handschrift, dem Codex Trivultianus 686 aus der Feder des italienischen Humanisten Giovanni De Bonis, überliefert. Die mit dieser Handschrift verbundenen Nachlässigkeiten hatten eine Vielzahl von Differenzen unter den Editionen des 19. und 20. Jahrhunderts in den Lesarten vor allem von Namen zur Folge. Probleme, die sich aus dieser Sachlage ergeben, diskutiert und löst Riedlberger im Kommentar auf recht überzeugende Weise des öfteren mit Hilfe von Photographien aus der Handschrift, die er dem Kommentar beifügt.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen Riedlbergers Ausführungen über den historischen Kontext der *Johannis* (S. 28–63). Er plädiert mit überzeugenden Gründen für Flavius Cresconius Gorippus als korrekte Namensform des Epikers. In einer konzisen Zusammenstellung der biographischen Nachrichten zu Corippus⁵ und ihrer Vernetzung mit den Zeitereignissen in Nordafrika und dem Römischen Reich stellt er die umfassende klassisch-lateinische wie theologische Bildung des zu Beginn des sechsten Jahrhunderts geborenen Dichters heraus und kontrastiert die Zeit der Vandalenherrschaft – „eine gute und glückliche Zeit für Goripp“ (S. 36; vgl. S. 40) – mit den folgenden Kriegsjahrzehnten, die

5 In dieser Besprechung ist die herkömmliche Schreibweise *Coripp(us)* beibehalten worden.

zunächst von der Rückeroberung dieses Gebiets durch Belisar, später von Berberaufständen geprägt waren, denen erst Johannes Troglita 548 ein Ende setzte. Auf der Suche nach weiteren Dichtungen, die von Corippus stammen könnten, kann man nur zu spekulieren: Drei allein dem Titel nach bekannte religiöse Gedichte und die ihm zugeschriebene *Concordia canonum* liefern keine signifikanten Hinweise, die Riedlberger zufolge Plausibilität für eine Verfasserschaft Coripps beanspruchen könnten. Riedlberger stellt einen „scheinbaren Zusammenbruch der Dichtung und der säkularen Literatur nach der byzantinischen Eroberung“ (S. 44) fest, was den Gedanken an eine Veränderung des religiösen Klimas nahelegt. Fast zwanzig Jahre nach den Ereignissen, die in der *Johannis* verarbeitet werden, findet sich Corippus 565/66 in Konstantinopel wieder, wo er den Panegyricus auf Kaiser Justin II. verfaßt. Weitere Nachrichten über sein Leben fehlen.

Wichtig für das Verständnis der *Johannis* sind Riedlbergers Ausführungen über die Berber, die eine gewisse Ordnung in die von Corippus verwendeten Bezeichnungen für diese indigenen Stämme Afrikas bringen.⁶ Er stellt das Führungspersonal der „internen“ romanisierten Berber des ehemaligen vandalischen Herrschaftsgebiets und der „externen“ Völker aus dem Syrtenbereich vor, um auf dieser Grundlage das Aufstandsgeschehen und dessen Präsenz in der *Johannis* zusammenzufassen. Sodann behandelt er die Organisation der römischen Truppen in Afrika, deren Flexibilität in der Zeit der Berberkriege unter anderem das Ergebnis von Verwaltungsreformen früherer Zeit war. Dabei gleicht er die Aussagen über die Ränge des Führungspersonals in der *Johannis* und das Heeresaufgebot mit den vorhandenen Nachrichten über die zivile und militärische Administration des römischen Provinzialgebiets ab. Den Abschluß dieser Ausführungen bilden prosopographische Details zu Johannes und seinem engeren Stab, so zu seinem Adjutanten Ricinar.

Der nächste Abschnitt behandelt das Nähere der Dichtung *Johannis*. Zu „Sprache und Stil“ stellt Riedlberger die künstlerische Absicht des Corippus heraus, die bei den Innovationen im Vokabular ebenso zum Ausdruck kommt wie in den Imitationen und Variationen, in denen seine Übernahmen aus Vergil und – in anderer Weise, wie Riedlberger ausführt – seine Orientierung an Lucan-Passagen deutlich werden. Für die – teilweise variierten – Imitationen, sprachlichen und motivischen Wiederholungen in der *Johannis* mag Riedlberger zu Recht aber eher Eigenheiten des Dichters, wie die Herausstellung seiner Gelehrsamkeit, und des spätantiken Epos sowie eine gewisse Eile beim Abfassen verantwortlich machen als die einer Spätzeit eigene qualitative Minderwertigkeit der Dichtung des Corippus gegenüber seinen Vorbildern in Rechnung stel-

6 Unter Verwendung von Yves Modéran: *Les Maures et l’Afrique romaine (IV^e – VII^e siècle)*. Rom 2003 (Bibliothèque des Écoles françaises d’Athènes et de Rome 314).

len.⁷ Das Gattungsvorbild für das Werk sieht Riedlberger in epischen Dichtungen wie *De bello Germanico*, mit dem Statius den Germanenfeldzug Domitians feierte. Das Eingehen auf die Gegenwart verpflichtet zu einer panegyrischen Behandlung, die das Epos des Corippus ebenso auszeichnet wie sie für Statius' Werk signifikant gewesen sein dürfte; in gleicher Weise wird im übrigen die Grenze zwischen historischer Darstellung und Gegenwartsbehandlung mit dem durch diesen Wechsel der Zeitebene zwingend gebotenen Übergang von Geschichtsschreibung zu panegyrischer Würdigung deutlich markiert.⁸ Bedeutsam erscheint noch Riedlbergers Feststellung einer Verfertigung der *Johannis* in zwei Teilen: Die Erstfassung reichte bis Buch 5 und dürfte gleich nach dem Sieg über Antalas 546 entstanden sein; mit Buch 6 setzt ein neuer Spannungsbogen ein, und es werden die Ereignisse bis zum Sieg über Carcasan 548 nachgeliefert.

Riedlberger sieht in der *Johannis* eine Auftragsarbeit für eine Siegesfeier in Karthago. Er argumentiert hierbei überzeugend mit den Personen, die am Lobpreis Anteil erhalten. Einige Abschlußbemerkungen gelten der häufig unterstellten Gleichsetzung von Panegyrik und Propaganda, gegen die Riedlberger argumentiert, es handle sich um einen Festvortrag zur „Repräsentation des eigenen Verständnisses . . . nicht nach außen als ‚Propaganda‘ . . . , sondern nach innen“ (S. 93). Gleichwohl dürfte das Festgedicht aber auf einer anderen Ebene auch eine stabilisierende Außenwirkung gehabt haben. Dies betrifft die militärische Leistung des gefeierten *magister militum* für das Reich ebenso wie Assoziationen, die mit der unübersehbaren Vergil-Rezeption durch Corippus einhergehen.⁹

Es folgen eine Inhaltsübersicht über die acht Bücher der *Johannis* und Vorbemerkungen zu Riedlbergers neuer kritischer Edition des achten Buches, die in zahlreichen Einzelheiten von der vor inzwischen vierzig Jahren erschienenen Standardedition abweicht.¹⁰ Anschließend folgt der Kommentar zu den 656 überlieferten Hexametern des Buches 8 (S. 107–454). Neben der inhaltlichen Qualität machen die äußere Anlage des Kommentars und seine drucktechnische Gestaltung Riedlbergers Werk zu einem übersichtlichen Hilfsmittel.

7 Negative Bewertungen dieser Art kommen beispielsweise in der von Riedlberger S. 68 zitierten Passage bei Joseph Partsch: Beiträge zur Erklärung und Kritik der *Johannis* des Corippus. Hermes 9, 1875, S. 292–304, hier S. 292, deutlich zum Ausdruck.

8 Vgl. die Passage, mit der Eutrop 10, 18, 3 sein *Breviarium* abschließt: *Nam reliqua stilo maiore dicenda sunt. Quae nunc non tam praetermittimus, quam ad maiorem scribendi diligentiam reservamus.*

9 Vgl. beispielsweise Coripp. Ioh. 8, 461–464 und die Anlehnung an Verg. Aen. 6, 851–853; dazu Riedlbergers Kommentar S. 380–383.

10 Vgl. Flavii Cresconii Corippi Iohannidos seu De bellis Libycis libri VIII, edd. James Diggle u. Francis R. D. Goodyear, Cambridge 1970.

tel, das eine schnelle Orientierung ermöglicht. Gegliedert ist der Kommentar nach Sinnabschnitten, in die, dem Kommentar im einzelnen vorgeschaltet, jeweils allgemein eingeführt wird. In den Kommentar sind, abschnittsweise nach den in der Umgebung behandelten Versen eingeteilt, grau unterlegte Textblöcke eingefügt, die den edierten Textabschnitt, den dazugehörigen Apparat und Riedlbergers Übersetzung enthalten. Hinzu kommen Photographien philologisch strittiger und diskussionswürdiger Wörter und Textpassagen aus der Handschrift. Auf diese Weise ist der Zusammenhang zwischen versübergreifender Gesamtinterpretation und Detailkommentar, zwischen philologischen und historischen Ausführungen immer gewahrt. Neben seinem philologischen Schwerpunkt geht der Kommentar in begrüßenswerter Ausführlichkeit eben auch historischen Fragen nach, so daß er in jedweder Hinsicht als willkommenes Arbeitsinstrument weiteren Forschungen zu Corippus und seiner Zeit förderlich ist.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

Richard J. A. Talbert: *Rome's World. The Peutinger map reconsidered*. In association with Tom Elliott, assisted by Nora Harris, Gannon Hubbard, David O'Brien, and Grahan Sheperd. Cambridge: Cambridge University Press 2010. 376 pages, 33 b/w illus., 1 table. £ 50.00. US \$ 90.00. ISBN: 978-0-521-76480-3.

This paper is not only a review of Talbert's book, but a reflection on some important issues related to the *Tabula Peutingeriana*.¹

After a "Preface" and an "Introduction", Talbert presents in the first chapter the history of the map, publication and scholarship ("The surviving copy: history, publication, scholarship", 10–72). This is the first complete systematic presentation of the history of this map. It contributes to an understanding not only of the fate of such documents in the medieval and modern era, but of the changes in the perception of ancient documents.

The second chapter ("The surviving copy: the material object and its palaeography", 73–85) represents the contribution of a specialist in paleography, Martin Steinmann, who describes the making of the map: 1. First, the support was prepared, i. e. the full extent of the parchment base. Then, the map was copied layer by layer; 2. In this stage, river courses were drawn; 3. Next, as Steinmann says, mountains or larger cities were drawn. Special attention was given to the pictorial symbols of the figurative representations of Rome, Constantinople and Antioch and to other six cities, represented with vignettes of the type 'enclosure walls': Aquileia, Ravenna, Thessalonica, Nicomedia, Nicaea and Ancyra. 4. At this stage, roads were drawn in red ink. It seems the only logical way to realize the map. Evidently, one first needed a support. Then, as today, the mapmaker needed a 'skeleton' to his map. This was made by drawing the forms of relief and the hydrographic network. After that it would be much easier to draw the roads, the vignettes and to add the final information: distances and name of settlements. We can compare this with the method used by Ptolemy, even if there is a huge difference between *Tabula* and the maps envisaged by the Greek geographer. First he drew a grid, representing the parallels and meridians. Then he added the settlements, according to their coordinates. For the mapmaker of *Tabula* coastlines, rivers, open water, islands and mountains, together with the larger cities, represented 'the grid'. He did not use any scale for the *itinerarium*. So, in order to accomplish his task, he needed some reference elements.

1 This review was written during my research stay in Erfurt between November and December 2010, as a DAAD postdoctoral scholar at the University of Erfurt, Germany. I wish to express my gratitude to the DEUTSCHER AKADEMISCHER AUSTAUSCHDIENST for supporting my stay here. I also express my gratitude for Kai Brodersen, the president of the University of Erfurt, for all his help and support.

Steinmann writes: “The symbols become more uniform in design, and less elaborate, toward the right of the map” (77). He offers two explanations: 1. the copyist began his work from the left and gradually devoted less effort to it as he proceeded toward the right; 2. the map was simplified in the Eastern part. The explanation regarding lack of data on the map in its Eastern part seems, in my opinion, a reflection not of the copyist’s way of working, but rather of the geographical knowledge of these regions; similarly, Talbert correctly refers to “the unfamiliarity of Persia and India as landmasses” (112). The second explanation is, in Talbert’s opinion, the existence of a deadline, which could force the mapmaker to work rapidly in the end, i. e. in the Eastern part of the document. This remains a supposition which can not be proved. I believe that lack of information on the original data used as sources by the mapmaker has led to this situation. The main role in expanding geographical knowledge was played by the army. If we investigate the explorations and expeditions of the Roman Empire², we can see that the Romans did not know anything about the vast area of what is now Russia, or Northern Asia.³ Asia was also perceived in this way, as a vast, endless land, even if the Romans knew a part of India, but they did not know anything about the size and extent of China.

The third chapter focuses on “The Design and Character of the Map” (86–122). All the main aspects relating to the map are classified, presented and described here: 1. Fundamentals of the Map’s Design – a. Shape and Scope; b. Landscape Base. 2. Mapmaking Practice – a. Orientation; b. Scale; c. Color; d. Line Work; e. Lettering and Its Placement; f. Numerals. 3. Components of the Map – a. Coastlines; b. Rivers; c. Open Water (including Lakes); d. Islands; e. Mountains; f. Peoples and Regions. 4. Route Network – a. Content and Planning; b. Presentation; c. Pictorial Symbols. 5. The Integration of Cartography and Art. Talbert discusses all the important features of the *Tabula* in a concise manner. He is the first scholar who put forward strong arguments for the assumption that the *Tabula*’s lefthand end has not only one segment, but more, maybe three. To accept his theory and arguments, we must start from a clear premise: the mapmaker wanted Rome in the centre of his work, i. e. the map had at least partly a propagandistic purpose. Talbert argues that the mapmaker would have put in these three segments a dedication, if the map was produced at the request of an official, and a list of total distances between

2 C. Nicolet: Space, geography, and politics in the early Roman Empire (Jerome Lectures, 19). Ann Arbor 1991, 85–94; R. Sherk: Roman Geographical Exploration and Military Maps, in: ANRW II, 1, 1974, 534–562.

3 Susan Mattern has highlighted these aspects (Rome and the Enemy. Imperial Strategy in the Principate. Berkeley/Los Angeles 1999, 24–80): “Huge tracts of Europe and Asia did not exist for them; others were considered wild and barely habitable. The same tendencies are evident in the Roman perception of Africa” (55).

principal settlements. This would have required at least one segment. Beginning with the second segment, the mapmaker could have started with the representations of Hispania, Western Britannia and North-West Africa.

Miller reconstructed the Western part but without including several elements. First, he did not mention the distances. This would also have required more space. He drew only the vignettes the type 'double tower'. Bath symbols are large draws, but he represented only two, in Africa. Miller did not entirely respect the mapmaker's principle that roads segments are represented using chicanes that signifies the start of the next stretch. In the first surviving part of the *Tabula*, the distance between the letters from the word [AQV]ITANIA is 5 cm minimum. The letters AQV are too close in Miller's reconstruction. The same is likely for the word BRITANNIA, inserted by Miller in the missing part. More, he omitted to mark open-water names, other rivers in Britain beyond the Thames and names for regions and peoples in the Iberian Peninsula. Altogether, these would have required more space than only one segment. So, finally, the 'map' could have 14 segments with Rome in the center, for propagandistic purposes, but I have argued elsewhere that.⁴ This propaganda is related to the importance of Rome as *umbilicus mundi*, the meeting point of all the roads, because this is an *itinerarium*, and the main elements were the roads.

A discussion regarding Miller's "Reconstruction of the Map's Western End" can be read in Appendix five (189–192, with notes at 330–331).⁵

In the fourth chapter, entitled "Recovery of the Original Map from the Surviving copy" (123–132), Talbert tries answer the difficult question of what happened with the map from the moment it was produced until ca. 1200, when the surviving copy was made. First, the author prepares the writer for what will be stated in chapter five: "Suffice is to state here my view that the lost original is most likely to have been produced for display in a ruler's public space during the Tetrarchic period around A. D. 300" (123). So, in a period of 900 years probably several copies were made. Then Talbert emphasizes the existence of chronological differences of the map, i. e. the mention of Pompeii (segment 5) and of Dacia (segments 6 and 7). Further, Talbert discusses the route line work, which was a huge task for the mapmaker, because of the numerous settlements and distances included in the map.

The work procedure used by the mapmaker seems clear enough. His first task was to gather documentation. But in this particular action he was not prepared to update it (this required a great level of historical and geographical

4 F. Fodorean: *Drumurile din Dacia romană* (The Roads of Roman Dacia). Cluj-Napoca 2006, 25–26.

5 The same aspects are discussed by Talbert in his study "Konrad Miller, Roman Cartography, and the Lost Western End of the Peutinger Map", in: Fellmeth, U. et al. (eds.): *Historische Geographie der Alten Welt. Grundlagen, Erträge, Perspektiven*. Hildesheim, 2007, 353–366.

knowledge), or, maybe, he was not interested in doing so. It was impossible for one person to know all these details. Pompeii is included in the map. E. A. Stanco⁶ observed that for the roads and the other features of central Italy reflected in *Tabula* the mapmaker used an *itinerarium* from Augustus' period.

As for Dacia, the mapmaker could use a regional map from the period in which Dacia was a Roman province (106–271 A. D.). I have analyzed elsewhere the information regarding Dacia included in *Tabula* and reached the conclusion that it refers to a very early period, maybe right after the Roman conquest in 106 A. D.⁷ There are several clues which can sustain this assumption. First, three roads are marked in Dacia: 1. the imperial road which started from the Danube and reached the Northern part of Dacia. This was the 'highway' of Dacia, built rapidly between 102–110 A. D. A Roman milestone found in Aiton, between *Potaissa* (today Turda) and *Napoca* (today Cluj-Napoca), dated to 108 A. D., shows that this road was built until here in a short period of time; 2. the road which connected, in the South, *Drobeta* (Drobeta Turnu-Severin) with *Romula* (Reșca, Olt county); 3. the road along the valley of the river Olt, between *Romula* and *Apulum* (Alba Iulia). The last road and the first one were the routes taken by the Roman army during the two military campaigns against the Dacians.

An important clue to sustain this is related to Ptolemy, *Tabula* and the Geography of the Anonymus from Ravenna. In the list of the settlements from Dacia, Ptolemy mentions *Tibiscum* twice, with different coordinates. In *Tabula*, the same settlement also appears twice, once on the road *Lederata-Sarmizegetusa* and the second time on the Eastern road *Dierna-Sarmizegetusa*. The geographer from Ravenna makes the "mistake", also mentioning *Tibiscum* twice. First, he presents the settlements placed along the road *Dierna-Tibiscum*: *In quas Dacorum patrias antiquitus plurimas fuisse civitates legimus, ex quibus aliquantas designare volumus, id est Drubetis, Medilas, Pretorich, Panonin, Gazanam, Masclunis, Tibis, qui coniungitur cum civitate Agmonia patrie Missie* ("In this Dacian regions I read that in former times numerous cities existed, of which we will present some of them, like *Drubetis, Medilas, Pretorich, Panonin, Gazanam, Masclunis, Tibis*, which connects with the city of *Agmonia* from Moesia"). Then he mentions the other *Tibiscum*, on the road *Lederata-Tibiscum*: *Item in aliam partem sunt civitates ipsas Dacias, id est Tema, Tiviscum, Gubali, Zizis, Bersovia, Arcidaba, Canonina, Potula, Bacaucis* ("Also in other part cities exist even in Dacia, like: *Tema, Tiviscum, Gubali, Zizis, Bersovia, Arcidaba, Canonina, Potula, Bacaucis*").⁸

6 Ricerche sulla topografia dell'Etruria. MEFRA 108, 1, 1996, 83–104.

7 F. Fodorean: *Tabula Peutingeriana* and the province of Dacia. *Acta Musei Napocensis* 39/40, 1, 2003, 51–58.

8 Text and translation after Peter Hügel: *Ultimele decenii ale stăpânirii romane în Dacia (Traianus Decius-Aurelian)*, Cluj-Napoca, 2003, 87–88.

The geographer from Ravenna had as source for Dacia an *itinerarium* which can be dated after A.D. 168–170, because along the main road in Dacia the settlement *Macedonica* is mentioned. This name refers, obviously, to *legio V Macedonica*, which was present in Dacia from A.D. 168. Apart from that, he mentions other settlements, unknown to *Tabula* or Ptolemy, such as *Canonis*, *Potula*, *Bacaucis*. So, for Dacia the geographer used a document dated after A.D. 168 but which contained the same double mention of *Tibiscum*, information transmitted from an earlier document.

Chapter five is entitled “The Original Map” (133–157). Three important aspects are presented here: authorship and date, sources and purpose. Talbert starts by saying that guessing a name for the author of the map is impossible. Miller’s opinion that Castorius created the map, relies only on the fact the *Cosmographia* of the so-called Anonymus from Ravenna mentions this name several times. This affirmation should, of course, be left aside.

Dating the original still remains an open matter. Talbert writes: “While fully acknowledging the absence of sufficient unequivocal indicators, I prefer to regard the production of the original map as a Roman initiative that post-dates the organization of Dacia as a province in the early second century and predates Constantine’s sole rule, his confident promotion of Christianity, and his foundation of Constantinople in 324. Within this span of two centuries, the map could be associated with, say, the emperor Philip’s millennium celebrations at Rome in 247, or with Severan rule; but such linkages seem hardly compelling. Rather, in my estimation the map’s design and presentation match best the preoccupations of Diocletian’s Tetrarchy (c. 300); these are treated in the discussion of the map’s context and purpose (142–157). Granted, the connections identified can be no more than subjective, and hence this dating of the original map deserves to be treated with as much caution as any other” (135–136). Indeed, it is very difficult to date this map. Talbert’s version may be a solution, but in my opinion dating the document still remains an open issue.

In the subchapter regarding the sources (136–142), Talbert notices that the map “does seem to be a highly original creation” (136), and to “derive from the adaptation and mosaicing of an indeterminate number of detailed maps”. Normally, the mapmaker would also have used written documents, i.e. *itineraria adnotata*. Then Talbert continues the argumentation by describing some of the main maps which could be used more or less as sources for the mapmaker’s huge project. The map of Agrippa, only completed after his death in 12 B.C., and lost, was considered by many scholars as the main source for *Tabula*. The earliest uncontroversial evidence for a large scale map is a Latin panegyric from 290s, displayed at the rhetorical school named *Maeniana* at *Augustodunum* (modern Autun) in Gaul. Talbert presents the Latin text and a good translation. The text refers to a map, but it remains unclear whether

it reflected the realities of the Late Empire, and whether it was meant to be shown to the students or to act as a propagandistic document, showing the vast conquests of the Roman emperors. Even the text emphasizes this: *Videat praeterea in illis porticibus iuventus et cotidie spectet omnes terras et cuncta maria et quidquid invictissimi principes urbium gentium nationum aut pietate restituunt aut virtute devincunt aut terrore devinciunt* (137). It remains open whether this map also showed roads, and whether it continued a Greek or Hellenistic cartographic tradition. This opens an important question: Did the Romans have a tradition of maps? If so, which are these maps? Does the Papyrus of Artemidorus present roads from Spain? In fact, how many examples of Roman maps do we know? A key factor is the material on which these maps were drawn. The papyrus or the parchment can suffer hard damage or can be easily lost in time. Big maps, drawn on stone, as the marble plan of Rome or the Orange cadastre, survived easier. I think that *Tabula Peutingeriana* might be one *itinerarium* from many more others from the same category, created and used by the Romans. Because it seems plausible that such provincial / regional *itineraria* were among the first tasks realized during the conquest of a province and immediately after this moment. The example of Dacia is suggestive. During the two military campaigns (101–102 A. D. and 105–106 A. D.) Trajan was accompanied by surveyors whose main task was to measure the land and to register the distances.

The Roman surveyor Balbus wrote a book on topography and geometry. His text, entitled *Expositio et ratio omnium formarum*, was dedicated to Celsus, the famous mathematician from Alexandria, Egypt. Unfortunately only a part of his text survived. But the information is essential for one to understand the role played by surveyors in *clara expeditio* against the Dacians: *At postquam primum hosticam terram intravimus, statim, Celse, Caesaris nostri opera mensurarum rationem exigere coeperunt. Erant dandi interveniente certo itineris spatio duo rigores ordinati, quibus in tutelam commendi ingens vallorum adsurgeret mollis: hos invento tuo operis decisa ad aciem parte ferramenti usus explicuit. Nam quod ad synopsis pontium pertinet, fluminum latitudines dicere, etiam si hostis infestare voluisset, ex proxima ripa poteramus. Expugnandorum deinde montium altitudines ut sciremus, venerabilis diis ratio monstrabat. Quam ego quasi in omnibus templis adoratam post magnarum rerum experimenta, quibus interveni, religiosius colere coepi, et ad consummandum hunc librum velut ad vota reddenda properavi. Postquam ergo maximus imperator victoria Daciam proxime reseravit, statim ut e septentrionali plaga annua vice transire permisit, ego ad studium meum tamquam ad otium sum reversus, et multa velut scripta foliis et sparsa artis ordini inlaturus recollegi.* (“But as soon as we stepped into the enemy’s land, Celsus, the operations of our emperor started to request the help of measurement sciences. It happened that along a certain sector of the road we needed to draw two straight regular lines, with the help of which we

built the huge defense constructions necessary for the defense of routes. Thanks to your invention (the measurement instrument), this allowed the drawing of these (lines) in a big part of Dacia. For example, regarding the design of the bridges, even if the enemy wanted to attack us, we could calculate from our bank, which are the widths of the rivers. All this venerable science, gifted by gods, has showed me how to find out the heights of the mountains which needed to be conquered. After the experience of these great facts, at which we participated, I started to worship it (this science) even more, as it could be worshiped in all the temples, hurrying myself to finish this book, as if I should fulfill certain promises made to the gods. So, after the great emperor soon opened for us Dacia, with his victory, after one year he allowed me to leave this northern region, and I returned to my basic occupation as to a moment of peace, and I gathered together many things, as if they were written and spread on different papers, and I wanted to arrange them in a proper order which is useful for any science.”⁹

Balbus established, using geometric methods, the width of the rivers, even if one bank was controlled by enemies. He also mentions that he managed to establish the position of the future military fortresses in Dacia. And the most important thing is his presence in Dacia for a year. Trajan also spent one year in Dacia, after the Roman conquest in 106 A. D. It seems possible that Balbus was in Dacia together with the emperor. This signifies an important aspect. Trajan was really very concerned about the rapid administrative and military organization of his newly conquered territory. Two things were always realized by the Romans when they penetrated a foreign region: they built roads necessary for the advance of the troops and fortresses to accommodate the soldiers from legions and auxiliary troops. So, Balbus and other surveyors (*mensores* from legions) participated at this huge effort. The soldiers from legions work hard to accomplish that, as the relief of Trajan's column show. They cut the forests, built bridges and roads, they penetrated constantly the enemy's territory, showing the two qualities of the Roman soldiers: *labor et disciplina*.¹⁰ After 106 A. D. two legions were in Dacia: *legio XIII Gemina* at *Apulum* (today Alba Iulia) and *legio IV Flavia Felix* at *Berzobis* (today Berzovia, in Banat). Both of them were strategically placed on the main Roman road of Dacia, and exactly at 72 Roman miles South and North of the Dacian capital, *Ulpia Traiana Sarmizegetusa*. This shows again that such precise, accurate measurements along roads were made from the beginning of the Roman presence in Dacia.

9 Text and translation after D. S. Crişan, C. Timoc: Inginerii împăratului Traian (I). Mensorul Balbus (Die Ingenieure Kaisers Trajan (I). Balbus der Mensor). *Analele Banatului* 12/13, 2004/2005, 157–170.

10 J. Coulston: Transport and Travel on the Column of Trajan, in: C. Adams, R. Laurence (eds.): *Travel and geography in the Roman empire*. London/New York 2001, 130.

And then these data were grouped into written or painted *itineraria*, first used by the army.

Even Trajan wrote, as his predecessor Caesar did, a ‘book’ concerning the military campaigns in Dacia: *De bello Dacico*. Only one sentence survived: *inde Berzobim, deinde Aizi processimus* (“from there we advanced to Berzobis, and then to Aizis”). This sentence describes the advancement of the Roman army led by Trajan himself on a road constructed during the first military campaign in the Western part of Banat. In fact, at *Berzobis* (today Berzovia) and *Aizis* (today Fârlug) two fortresses were built by the Roman army. The most important aspect here is the sentence in itself. It matters that Trajan presented *ad modum simpliciter et militariter* all the settlements, and maybe the distances between them, in the form of a written *itinerarium*.¹¹ This knowledge could be easily transformed in an *itinerarium pictum*.

Talbert continues with the presentation of the map commissioned by emperor Theodosius II in 435 at Constantinople and now lost. These verses convinced Weber that the original map was ordered by Theodosius, so he dated it in 435 A.D.¹² Talbert refers to the mapmaker’s work of documentation: “If his incorporation of the complex network of land routes in particular was original work, as seems credible, he must have needed extensive data that was unlikely to be already available in the required form” (139). The mapmaker used for this written and painted regional itineraries.

Subchapter 3 is entitled “Context and Purpose” (142–157). Is the *Tabula* only a map of route network, an *itinerarium pictum*? How was it displayed? Where and in what form? Had it a practical use, i. e. did anyone use it in a travel? These are question Talbert tries to answer here. First, it is clear that the map was not created to be used in journeys. Nobody needed to visualize the entire Roman world, from Spain to India, because no one travelled over such a huge distance (ca. 8000 kilometres in straight line). On the other hand, as Talbert observed, some of the names displayed in capital letters for regions, people or waters stretch on more than one segment (ca. 60 cm) of the map. Here are some examples: AQVUITANIA (segm. I at Miller, segm. II, the first preserved, and the left part of segm. III); PROVINCIA AFRICA (which spans three and a half segments).

Regarding the moment when this map was produced, and the place where it was exposed, Talbert thinks that the map was created during the Tetrarchy and was set down in Diocletian’s palace from Split (Croatia). The main argu-

11 M. Bărbulescu: Traian și descoperirea Daciei (Trajan et la découverte de la Dacie), in: D. Protase, D. Brudașcu (eds.): Napoca. 1880 de ani de la începutul vieții urbane. Cluj-Napoca 1999, 34.

12 E. Weber: *Tabula Peutingeriana. Codex Vindobonensis 324. Kommentar – Vollständige Faksimil-Ausgabe im Originalformat.* Graz, 1976, 40.

ment for this theory is that the Tetrarchs wanted to reinforce, to demonstrate “the special importance that they attached to the city of Rome itself” (149). Further, Talbert affirms: “The central placement of Rome on the map asserts the city’s symbolic value in the eyes of the Tetrarchs. So, too, by extension, the symbolic importance of Italy, Rome’s heartland, is promoted by the generous amount of space it occupies on the map, while in reality under the Tetrarchy it, in turn, lost its privileged status and was divided into ‘regions’ (*regiones*)” (150). The same idea is argued again later: “Rome’s importance is upheld, and the unity of the empire’s rule reinforced, by the map’s giving no special prominence to the new Tetrarchic capitals. Equally, the bewildering proliferation of names for the new array of smaller provincial units is ignored in favor of retaining the fewer, more familiar, and more reassuring old names for provinces” (153).

Several aspects must be discussed here. If the map was created to fulfil a propagandistic purpose, with Rome at its center, I am not sure that this served to reinforce the unity of the empire. After all, the new reorganization of the empire was a success. Diocletian created the Tetrarchy and Constantine continued the reforms initiated by him. During the reign of Constantine, 117 provinces existed in the Roman Empire. The monetary reform (the creation of the gold *solidus*) was also a success. The Empire was full of soldiers: 500.000 grouped in 60 legions and other auxiliary troops. New cities appeared, the commerce, the circulation of products and people were stimulated, the *cursus publicus* continued to function. So, after all these achievements, why create a map which presents realities from a former, though glorious, period? And why consider it necessary to include former provinces, like Dacia? Only for propagandistic purposes? Dacia was no longer an ‘issue’ for the Roman emperors. Its problem was solved in A. D. 271 by Aurelian. When he abandoned Dacia, Aurelian took care to create two new provinces with the same name South of the Danube: *Dacia Ripensis* and *Dacia Mediterranea*. The reason was simple: he did not want to be perceived by his contemporaries as an emperor who abandoned such an important territory as Dacia.

Dating the map still remains a problem. If the *Tabula* was created during Tetrarchy, at 300 A. D., how can we explain the presence of the name Constantinople on it? Constantinople was built over six years, and consecrated on 11 May 330. Commemorative coins that were issued during the 330s already refer to the city as *Constantinopolis*.¹³ Old St. Peter’s Basilica was the fourth-century church whose construction was initiated by Constantine between 326 and 333 A. D. If the map focused on showing Rome’s importance, why to expose it at Split (Roman *Spalatum*) and not in Rome? Or Constantinople? Constantine restored the unity of the Empire. He was well aware that Rome was an unsatisfactory capital. So, he identified the site of Byzantium as the right place. This

13 See, e. g., Michael Grant: *The climax of Rome*. London 1968, 133.

was the perfect place where an emperor could have easy access to the Danube or the Euphrates frontiers.

I think further questions appear, but this *itinerarium pictum* was designated to present, as a main element, the roads of the Roman empire, and a better date for it seems 435 A. D., as Weber suggested, or, in any case, the fifth century A. D.

The problem of context, purpose and date of this map remains an open issue, however, as Talbert himself states (155–157): “Ultimately there can be no proof of the Peutinger map’s context or its purpose; for lack of evidence, both must remain matters of conjecture. Even so, in my estimation the long established view that regards the map as little more than a route diagram for use in making or planning journeys unduly reflects modern preoccupations rather than Roman ones.”

In the “Conclusion” (162–172) Talbert presents the map’s place in classical and medieval cartography. An interesting discussion concerns the *Cosmographia* of an unnamed cleric claiming to be from Ravenna. It is clear that he has various sources when he realized his work, and among them, of course, was a map like *Tabula*. A map produced around 1050 at the abbey of Saint-Sever in Gascony (southwestern France) seems to have a clear relation with the Peutinger map, mainly because of its two notices *In his locis scorpiones nascuntur* and *In his locis elefanti nascuntur* (p. 165–166). The third example is a sketch made in 1495 by Pellegrino Prisciani (ca. 1435–1518). In 2003 Gautier Dalché first drew attention to the fact that it can be related with *Tabula*. Talbert presents this document (plate 24, p. 168–169) in detail. The last example concerns a map from medieval era (ca. 1350–1360). Also this map had as source map like *Tabula*.

Talbert presents eight appendices, all of them very useful in understanding some issues discussed in the book: Appendix 1. Latin Text Appended to the 1598 Engraving of the Map (173–174); Appendix 2. English Translation of J. Kastelic, Vodnikova kopija Tabule Peutingeriane (trans. Gerald Stone) (175–178); Appendix 3. Reflections on Vodnik’s Copy of von Scheyb’s Engraving (179–180); Appendix 4. Vodnik’s Latin Summary Heyrenbach’s Essay (National Library of Slovenia, Ljubljana, MS 1443) (181–188); Appendix 5. Miller’s Reconstruction of the Map’s Western End (189–192); Appendix 6. Wyttenbach’s Claim: A Lost Piece of the Map Discovered (193–195); Appendix 7: User’s Guide to the Database and Commentary (196–200); Appendix 8: User’s Guide to the Map (A) and Overlaid Layers (201–202); Appendix 9: User’s Guide to the Outlining of Rivers and Routes on Barrington Atlas Bases (C–F), with Associated Texts: (a) Antonine Itinerary: Text with Journeys Numbered as on Map E, and (b) Bordeaux Itinerary: Text with Journeys Lettered as on Map F (203–286). At the end of the book there are notes, bibliography and an index and gazetteer.

At <http://cambridge.org/us/talbert/index.html> a big part of the information from the book: the maps, the plates, and the entire database can be accessed. This database succeeds in reducing once more the distance between archaeology, history and cartography. It is very useful and easy to consult, with all the distances, settlements, physical elements from ancient sources overlaid on current maps.

I look forward for other contributions of Talbert. Two of them are mentioned in the book in the bibliographical list: R. J. A. Talbert (ed.): *Ancient Perspectives. Maps and Their Place in Mesopotamia, Egypt, Greece, and Rome* (Chicago, forthcoming); Idem: *Roads Not Featured: A Roman Failure to Communicate?* In: Idem, J. Bodet, and S. Alcock (eds.): *Highways, Byways and Road Systems in the Pre-Modern World* (forthcoming).

This book represents an important 'building stone' in the reconstruction of the history of this outstanding document of the Roman world, so complex, unique and hard to understand. So I salute the hard work and the publication of this honest, well written, well documented book of Talbert.

Florin Fodorean, Cluj-Napoca
fodorean_f@yahoo.com

Leonardo de Arrizabalaga y Prado: *The Emperor Elagabalus: Fact or Fiction?* Cambridge: Cambridge University Press 2010. XXXVIII, 381 S. £ 60.00, \$ 99.00. ISBN: 978-0-521-89555-2.

Probris se omnibus contaminavit – „er befleckte sich mit sämtlichen Schändlichkeiten“, weiß der spätantike Breviator Eutrop (8, 22) über den römischen Kaiser Elagabal zu berichten. Varius Avitus Bassianus mit dem Thronnamen M. Aurelius Antoninus, allgemein bekannt als Elagabal oder Heliogabal (218–222 n. Chr.), gehört nach dem Zeugnis der antiken Quellen (vor allem Cassius Dio, Herodian und der *Historia Augusta*) zu den dekadentesten Persönlichkeiten auf dem Thron des Reiches. Eine systematische und umfassende Untersuchung seiner Regierungszeit und seiner Persönlichkeit in Form einer Monographie fehlte allerdings bislang.¹ Arrizabalaga y Prado widmet ihm nun eine eigene Studie. Erklärtes Ziel ist es, die historische Persönlichkeit (im Werk als „Varius“ bezeichnet) hinter der in den antiken Texten dargestellten, von Arrizabalaga als fiktiv angesehenen Figur („Elagabalus“) fassbar zu machen.²

Das Werk gliedert sich in sechs Abschnitte: In „Exposition“ (S. 1–24) wird die Methodik vorgestellt, in „Explosion“ (S. 25–56) soll der fiktionale Charakter Elagabal zertrümmert, in „Constitution“ (S. 57–161) die „reale“ Herrscherfigur Varius aus den epigraphischen und archäologischen Quellen aufgebaut werden; „Speculation“ (S. 162–259) versucht eine Rekonstruktion der Persönlichkeit des Kaisers und seiner Motive, die in „Finding in contexts“ (S. 260–284) in den zeitgenössischen Hintergrund gestellt wird.

Methodisch wählt Arrizabalaga einen dezidiert skeptischen Ansatz: „No allegation of ancient historiography about this emperor is here considered true unless proven“ (S. 3). Sein Zugang zur Person des Herrschers ist dezidiert der eines Nicht-Fachmanns. Dies äußert sich in einer etwas weitschweifigen methodischen Einleitung, die zahlreiche, für ein Fachpublikum selbstverständliche

- 1 Eine vorzügliche Studie seiner Religionspolitik legte Martin Frey vor: *Untersuchungen zur Religion und Religionspolitik des Kaisers Elagabal*, Stuttgart 1989 (*Historia Einzelschriften* 62).
- 2 Der Verfasser legt in seiner Studie großen Wert auf einige formale Eigenheiten (S. XXXV): So werden „facts“ konsequent im Präteritum, „allegation or speculation“ im Präsens ausgedrückt. Sind die Namen der Verfasser der Primärquellen (z. B. Cassius Dio) kursiv geschrieben, ist ihr Text gemeint, in nicht-kursiver Schreibweise ist die Rede von der Person des Autors. Angesichts der Bedeutung, die Arrizabalaga diesen Formalia gibt, ist es allerdings wenig konsequent, dass der Titel des Werks „Elagabalus“ ist, müsste er doch, da die Studie die historische Persönlichkeit untersuchen soll, „Varius“ lauten, zumal der Verfasser für Elagabal als „creature of fiction“ ein weiteres Buch in Aussicht stellt (vgl. S. 3).

Gedanken zur Quellenkritik vorlegt.³ Das von Arrizabalaga zu Grunde gelegte Bild von Geschichtsforschung ist in seiner Faktenbesessenheit („History is about fact . . . no facts, no history“, S. 6) nicht unproblematisch, verbaut sich der Verfasser doch auf diese Weise einen differenzierten Zugang zu den Aussagen der literarischen Überlieferung. Eine Herangehensweise mit dem Motto „Explosion“ (so der Titel des zweiten Kapitels) ist wohl wenig angezeigt, der Vielschichtigkeit der antiken Texte gerecht zu werden und daraus ein differenziertes Bild zu gewinnen. Der Ansatz Arrizabalagas zeichnet sich stattdessen aus durch den Glauben an die Quantifizierbarkeit der Einzelelemente der literarischen Überlieferung. Ausdruck findet dieser in einer Tabelle, die sämtliche Aussagen zu Elagabalus in den literarischen Quellen zu erfassen sucht (Appendix II, S. 294–346). Da finden sich Sätze wie „VAB (sc. Varius Avitus Bassianus) shut many flies in jars and called them tamed bees“ (S. 332, Nr. 631) oder „VAB made baths to bathe in once and destroy, so as not to use them“ (S. 334, Nr. 682).⁴ Jede dieser insgesamt 840 Aussagen („Varian propositions“) wird acht Tests unterworfen, nämlich der Frage, ob sie damals verifizierbar war (1), ob sie kontrovers diskutiert wurde (2), ob sie einem Zweck in der Darstellung der Quelle diene (3), ob es sich um eine öffentliche Mitteilung handelte oder nicht (4), ob sie von Zeitgenossen überprüft werden konnte (5), ob der Verfasser der Quelle das Risiko einging, bei einer Unwahrheit ertappt zu werden (6), ob er einen Anreiz hatte, die Unwahrheit zu schreiben (7), und ob eine Verdunkelung vorliegt (8). Diese acht Tests sollen die Glaubwürdigkeit der Aussage überprüfen und funktionieren dabei nach einem einfachen binären System von „yes“ und „no“ (bzw. im vierten Test von Additions- oder Subtraktionszeichen) und ergeben Formeln wie (in den beiden genannten Beispielen) YNN+YNYN. Daraus resultiert dann für Arrizabalaga ein Gesamtergebnis über die Zuverlässigkeit der Information; dieses kann „true“ (T), „virtual fact“ (V), „unverifiable“ (U), „false“ (F) oder „statement of opinion or emotion“ (O) sein. Das Ergebnis von Nr. 631 und 682 lautet, wie in den allermeisten Fällen, „unverifiable“.

Doch was ist mit diesem Zertrümmern der Werkzusammenhänge in zahlreiche Fragmente gewonnen? Ein Zugang über das Gesamtbild der jeweiligen Quelle, über die Einordnung der Aussagen in größere textliche Zusammenhänge und über die Frage nach den dahinter stehenden Intentionen statt der Analyse von zahlreichen Einzelaussagen hätte zweifellos einen größeren Erkenntnisgewinn gebracht. Die Geringschätzung der literarischen Quellen verführt den Verfasser zudem zu pauschalen Urteilen: So verrät sich in seiner Aussage über Cassius Dio „by renouncing claim to witness, Dio disclaims ultimate responsibility for his account of Varius“ (S. 32) ein mangelhaftes Verständnis von antiker

3 Vgl. zum Beispiel: „We should never have let ourselves be guided by the ancient historiographers, at least not unquestioningly“ (S. 5).

4 Beide Aussagen sind der *Historia Augusta* entnommen: *vita Heliog.* 26, 8 bzw. 30, 7.

Historiographie und deren Techniken im Umgang mit Vorlagen. Dies gipfelt in der Behauptung, für Cassius Dio und Herodian habe die Trennung von Fakt und Fiktion keine Rolle gespielt (S. 35 f.), was – entgegen der Versicherung von Arrizabalaga – eben doch bedeutet, die antiken Quellen nach anachronistischen Standards zu beurteilen. Schließlich wird der Anspruch des Verfassers, sein Werk hinterfrage im Unterschied zur früheren Literatur die antike Historiographie (S. 12), der bisherigen Forschung kaum gerecht, wenn wir an die sorgfältige Untersuchung von Martin Frey (vgl. oben Anm. 1) denken.

Gelungener ist das Kapitel „Constitution“, das auf den Zeugnissen außerhalb der antiken Historiographie fußt. So werden die numismatischen Quellen sehr sorgfältig vorgestellt. Angesichts des Bemühens um eine hyperkritische Haltung im Umgang mit den literarischen Quellen überrascht die Unbedarftigkeit in der Verwendung von Begriffen wie „propaganda“ (S. 10) für die Reichsprägungen. Die epigraphischen Zeugnisse werden in erster Linie im Hinblick auf Namen, Titulatur und Angaben zur Familie untersucht. Arrizabalaga zeigt auf, dass die Inschriften des Kaisers sich nicht von denen anderer Kaiser unterscheiden, mit Ausnahme des Priestertitels des Gottes Elagabal und dem (angesichts der außenpolitischen Ruhe und der Kürze der Regierungszeit wenig überraschenden) Fehlen von Hinweisen auf militärische Siege. Eine systematische prosopographische Untersuchung der Würdenträger des Reichs (Senatoren und Ritter) auf der Grundlage der epigraphischen Zeugnisse bleibt hingegen aus. Sie hätte aber sicherlich mehr über die Regierung des Kaisers ausgesagt als die eher banalen Ergebnisse der Untersuchung der weitgehend standardisierten Titulatur des Kaisers. Ein kurzer Überblick ist den möglicherweise mit Elagabal zu verbindenden architektonischen Hinterlassenschaften gewidmet (S. 146–152). Angesichts der Bedeutung des Elagabals-Kults wäre eine Vertiefung der Diskussion um den Tempel des Gottes interessant gewesen.⁵

In Kapitel 4 „Speculation“ (S. 162–259) versucht Arrizabalaga, die Maßnahmen Elagabals und damit auch die in den Quellen überlieferten Aussagen zu deuten und zu erklären. Sinnvoll ist der dabei gewählte Ausgangspunkt: Die Besonderheit und Einzigartigkeit Elagabals als römischer Kaiser besteht zweifellos in der Tatsache, dass er zugleich auch Priester des gleichnamigen Sonnengottes von Emesa war. Daher gilt es, diesem Sachverhalt besonderes Augenmerk zu schenken. Sorgfältig versucht Arrizabalaga zunächst, Aussagen über das Leben des Kaisers vor 218 n. Chr. durch die epigraphischen Befunde

5 Vgl. dazu zum Beispiel den kurzen Überblick über die neueren französischen Forschungen in Rom: N. André/F. Villedieu/Y. Thébert/J.-P. Morel/P. Gros: Vom „schwebenden Garten“ zum Tempelbezirk – Die Untersuchungen der *École Française de Rome* in der Vigna Barberini, übers. von A. Hoffmann/I. Odenhardt-Donvez, in: A. Hoffmann/U. Wulf (Hrsgg.): *Die Kaiserpaläste auf dem Palatin in Rom. Das Zentrum der römischen Welt und seine Bauten*. 2. Aufl. Mainz am Rhein 2006 (1. Aufl. 2004), S. 112–143.

zu rekonstruieren. Ausgiebig wird dazu die Inschrift der Alkippilla aus Thyatira diskutiert, des weiteren die Grabinschrift von Elagabals leiblichem Vater Sex. Varius Marcellus aus Velitrae⁶. Arrizabalaga kommt zum Schluss, dass Varius wohl um 204 n. Chr. in Rom oder Velitrae geboren und später zum Priester des Gottes Elagabal ausgebildet wurde. Die Priesterschaft des Gottes war wohl nicht vererbbar, wie die Untersuchung zeigt. Recht überzeugend ist auch die Auffassung, dass die Ausbildung des jungen Varius zum Priester dem gehobenen Status der Familie entsprach; eine spätere senatorische Karriere wie die des Vaters Sex. Varius Marcellus wäre durchaus im Bereich des Möglichen gewesen, hätten nicht die Ereignisse von 217 und 218 n. Chr. zu einer entscheidenden Wende in der Karriere geführt. Elagabal war jedenfalls ursprünglich nicht als Kaiser vorgesehen, vergingen doch zwischen der Ermordung Caracallas und seinem Machtantritt vierzehn Monate.

Sind die ersten Teile des Kapitels „Speculation“ erfreulich nüchtern formuliert, so finden sich in den Passagen, in denen die Machtübernahme diskutiert wird, zunehmend problematische Psychologisierungen. So imaginiert Arrizabalaga die Reaktion von Elagabal auf die von seiner Mutter verbreitete angebliche Vaterschaft Caracallas: „Let us try to imagine what it is like, suddenly, at the age of fourteen, to be told by one’s mother that she is an adulteress and one is a bastard“ (S. 238). Hinter solchen Gedanken steht implizit die problematische Vorstellung einer anthropologischen Konstanz adoleszenter emotionaler Reaktionen. Anachronistisch und rein spekulativ ist auch die Frage, ob der junge Varius von seinen Kameraden in Emesa dafür gehänselt wurde, dass er die Priesterausbildung machte (S. 233). Überlegungen, ob die von Cassius Dio überlieferte Ermordung des Gannys durch Elagabal als „rite of passage into manhood“ (S. 248) zu interpretieren sei, verwechseln das Römische Reich der Hohen Kaiserzeit mit archaischen Gemeinschaften. Zudem finden sich im letzten Unterkapitel von „Speculation“ wie in Teilen von „Finding in contexts“ immer wieder nicht beweisbare oder gar unglaubwürdige Aussagen aus der literarischen Überlieferung, was im Widerspruch zur äußerst skeptischen Haltung steht, die bis anhin eingenommen wurde: So wird die Behauptung, die spätere Verstoßung Orbianas durch Kaiser Severus Alexander sei auf den Einfluss von Iulia Mamaea zurückzuführen, als Fakt dargestellt (S. 248), ebenso die Aussage, die Großmutter Iulia Maesa habe Elagabal auf den Thron gebracht, weil sie es nicht ertragen konnte, ins Privatleben zurückzukehren (S. 261). Iulia Maesa als die Drahtzieherin hinter den Kulissen ist ein Bild, das in erster Linie von Herodian gezeichnet und beispielsweise von Cassius Dio nicht gestützt wird. Entsprechend fragwürdig sind die auf dieser Nachricht gründenden psychologisierenden Hypothesen: „So long as he [sc. Elagabal] still thinks of himself as a child, he may be willing to accept this. But as soon as he begins

6 TAM V 943 = IGRR IV 1287 bzw. CIL X 6569 = ILS 478 = IG XIV 911 = IGRR I 402.

to think of himself as a man, he will wish to rule himself, as well as the world“ (S. 240). Das Ende des Elagabal wird, ebenfalls auf der Grundlage der literarischen Überlieferung, als Komplott der Iulia Maesa gesehen, um ihren zweiten Enkel Alexianus an die Macht zu bringen. Soaemias habe ihn wohl unterstützt, „with genuine, but useless love, right to the end [...] Soaemias is clearly less capable and ruthless than Mamaea, simply because Mamaea wins. Soaemias could have done so, had she but sufficient drive and wit and ruthlessness“ (S. 259). Hier wird unzulässig und methodisch fragwürdig aus Erfolg und Misserfolg auf Charakterzüge zurückgeschlossen.

Doch was sind nun die wesentlichen Ergebnisse der Untersuchung? In erster Linie ist hier die gut begründete These zu nennen, dass Elagabal nicht aus Emesa direkt stammte, sondern in Rom oder der Umgebung geboren wurde und erst im Zusammenhang mit seiner Ausbildung zum Priester nach Emesa kam. Des Weiteren nimmt Arrizabalaga an, dass Elagabals starke Akzentuierung der Religion nicht persönlicher Religiosität entsprang, sondern vielmehr der „Realpolitik“, um dadurch die Anrühigkeit seiner Herkunft, die durch den angeblichen Ehebruch von Soaemias mit Caracalla entstanden sei, zu kompensieren (S. 253); der Kaiser habe somit versucht, den Prinzipat neu zu legitimieren, durch „divine designation“, womit er als Vorläufer der spätantiken Herrschaft anzusehen sei (S. 267). Da diese neue Legitimierung aber nur in einem monotheistischen Umfeld hätte Erfolg haben können, sei Elagabal von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Abgesehen von der nicht zu beantwortenden Frage, ob es für Elagabal überhaupt Grund gab, sich für die angebliche uneheliche Geburt zu schämen, ist diese Überlegung in zweierlei Hinsicht fragwürdig: Zum einen war die angebliche Vaterschaft Caracallas ja gerade dazu erfunden worden, um Elagabals Anspruch auf den Thron zu untermauern (wie Arrizabalaga selbst ausführlich darlegt); sie musste daher nicht kompensiert werden, um die Legitimation der Herrschaft zu sichern. Zum anderen erregte die für einen Kaiser ungewohnte Zurschaustellung der Religiosität zu einer nicht-römischen Gottheit Anstoß, wäre also kaum geeignet gewesen, dem Prinzipat eine neu religiöse Legitimierung zu verleihen. Diese Crux versucht Arrizabalaga damit zu lösen, dass er dem jungen Kaiser geringes Verständnis für sein römisches Publikum unterstellt. Das bleibt natürlich reine Hypothese. Die übrige Bilanz ist eher dürftig. Als Fakten werden festgehalten, „that his proper name was Varius; that he did most things, save waging war, that Roman emperors do. He held offices, took names and titles, sacrificed, judged, paraded, promoted family and associates, paid soldiers, fed Rome, repaired roads and bridges.“ (S. 260). Eine eigentliche Gewichtung der Maßnahmen, eine prosopographische Untersuchung des Verwaltungspersonals oder der juristischen Tätigkeiten sowohl durch die kaiserliche Kanzlei wie durch die severischen Juristen bleiben völlig aus. Auch wäre eine detailliertere Darstellung der Rolle des Militärs, das in severischer Zeit eine immer größere Bedeutung erlangte, lohnend gewesen.

Insgesamt liefert die Arbeit zahlreiche quellenkritische Analysen sowohl der literarischen Tradition wie der epigraphischen und numismatischen Zeugnisse. Infolge der Fixierung auf Quellenkritik und auf die Ausblendung der literarischen Überlieferung versäumt es der Verfasser jedoch, die eigentlich interessanten Fragen nach der Politik des Kaisers zu stellen. Eine Monographie zu Elagabal, die die Herrschaftszeit dieses Kaisers unter Aspekten der Verwaltung, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur des Reichs betrachtet, bleibt somit ein Desiderat.

Christian Körner, Bern
christian.koerner@hist.unibe.ch

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Alexander Reis: Nida-Heddernheim im 3. Jahrhundert n. Chr. Studien zum Ende der Siedlung. Mit Beiträgen von Peter H. Blänkle, Erwin Hahn, Kurt W. Alt und Guido Brandt. Frankfurt: Archäologisches Museum Frankfurt 2010 (Schriften des Archäologischen Museums Frankfurt 24). 320 S., 100 T. EUR 25.00. ISBN 978-3-88270-505-8.

Das 3. Jahrhundert n. Chr. ist sowohl für Historiker als auch für Archäologen eine spannende Zeit – kontrovers diskutierte Stichworte wie „Transformationsprozesse“, „Krise oder Nichtkrise“, „Germaneneinfälle und Bürgerkriege“ oder der „Limesfall“ mögen ausreichen, das vielfältige Potential dieses historisch turbulenten Jahrhunderts für entsprechende Forschungen anzudeuten. Zu diesem reizvollen und wichtigen Forschungsfeld liegt mit der Studie von Alexander Reis über das antike NIDA (heute: Frankfurt a. M./Heddernheim) nun eine neue archäologische Arbeit vor, die sich mit dem Schicksal eines Civitas-Hauptortes in der obergermanischen Limeszone beschäftigt; ein Gebiet, das nach gängiger Vorstellung „um 260 n. Chr.“ je nach Sichtweise aufgegeben oder überrannt wurde bzw. zwischen die Fronten zweier römischer Bürgerkriegsparteien geriet, um nur die wichtigsten Theorien zum Ende des rechtsrheinischen Provinzteils aufzuzählen.

Die umfangreiche Arbeit geht auf eine 2003 abgeschlossene Dissertation am Frankfurter Graduiertenkolleg „Archäologie Analytik – Archäologie und Naturwissenschaften“ zurück, für deren Druckfassung Literatur bis Oktober 2008 berücksichtigt wurde. Das Anliegen des Autors ist es, „die letzte Siedlungsphase anhand entscheidender Befunde und Einzelfunde des 3. Jhs. zu untersuchen“ und so das Ende eines Civitas-Hauptortes im rechtsrheinischen Obergermanien – stellvertretend für andere Siedlungen – näher zu beleuchten.

Für einen solchen Forschungsansatz bietet sich NIDA als Hauptort der nördlich des Mains gelegenen *civitas Taunensium* geradezu an, liegen doch hier mit dem sogenannten Dendrophorenkeller und weiteren Kellern und Gruben mit *termini post quos* von 258/259 n. Chr. die jüngsten münzdatierten römischen Befunde aus dem gesamten Limesgebiet vor. Dementsprechend spielte NIDA schon immer eine große Rolle in der Diskussion um das Ende des obergermanischen Limesgebietes und der Zeit danach – zuletzt in der wichtigen Arbeit von Bernd Steidl zur Wetterau vom 3. bis 5. Jahrhundert.¹

Die archäologische Materialbasis für das 3. Jahrhundert ist in NIDA so umfangreich, dass eine Auswahl notwendig wurde. Aufgenommen wurden nur Befunde aus dem ummauerten Stadtgebiet (etwa 50 ha) sowie aus unmittelbar „extra muros“ liegenden Siedlungsbereichen wie z. B. den Töpfereien. Die durch Peter Fasold bearbeiteten Gräber aus NIDA wurden, bis auf eine Aus-

1 B. Steidl: Die Wetterau vom 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. Wiesbaden 2000 (Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen 22).

nahme, nicht berücksichtigt.² Weitere (meines Erachtens nicht ganz stringente) Auswahlkriterien schränken die aufgenommenen Befunde und Funde zusätzlich ein:

- Als einziger geschlossener Befundbereich wird der sog. „Hallenbau“ mit- samt allen Funden berücksichtigt. Hierbei handelt es sich um ein Bau- ensemble im Zentralbereich der Siedlung, das seit seiner Erstpublikation als Reiterkaserne der Spätzeit oder als Militärbau einer Bürgermiliz eine große Rolle in der Diskussion um die jüngste militärische Besetzung des Limesgebietes gespielt hat.
- Ansonsten werden nur diejenigen Befunde aus dem 3. Jahrhundert, deren Verfüllungen Skulpturen, Altäre oder Menschenknochen enthielten, mit ihrem gesamten Fundmaterial in Abbildung und Katalog vorlegt; dies sind acht „späte“ Brunnen.
- Darüber hinaus finden weitere 40 Befunde Berücksichtigung, deren Verfüllungen aufgrund von Münzfunden in die Zeit nach 230 n. Chr. zu datieren sind oder die späte Militaria enthielten. Das Fundmaterial aus diesen Kellern und Gruben wird in der Regel jedoch nur quantitativ bzw. ta- bellarisch erfasst; nur wenige Funde werden auch abgebildet oder näher beschrieben.
- Zusätzlich aufgenommen sind sämtliche Einzelfunde sog. limeszeitlicher (d. h. von ungefähr 160–260 n. Chr. datierter) Fibeln, Militaria und Pfer- degeschirre sowie Funde mit „germanischen Einflüssen“, z. B. Scheiben- und Armbrustfibeln oder Käämme aus Horn.

Ähnlich problematisch wie die gezielte Auswahl von besonderen Befund- und Fundgruppen, deren Repräsentativität zum Gesamtmaterial nirgendwo darge- stellt oder diskutiert wird, sind verschiedene Datierungsprämissen, die für das Fundmaterial gelten sollen, so z. B. die schon oben erwähnte limeszeitliche Da- tierung der ausgesuchten Fibeln und Militaria oder auch die der sog. Urmit- zer Ware. Hierbei handelt es sich um eine Keramikgruppe aus dem Koblenzer Becken, die erst nach dem Germaneneinfall von 233 n. Chr. in größeren Stück- zahlen in das Wetteraugebiet geliefert worden sein soll – eine Prämisse, mit der viele Autoren (der Rezensent übrigens auch!) arbeiten, die bisher aber keines- wegs als endgültig bewiesen gelten kann.

Die genannten Befunde und Funde werden in Kapitel 5 der Arbeit kata- logmäßig vorgelegt (mit Übersichtsplan der Befunde Abb. 2 auf S. 13). Die Be- fundbeschreibungen sind recht ausführlich, allerdings vermisst man – bis auf die wenigen, schematischen Brunnenschnitte und einen Übersichtsplan des „Hallen- baus“ – Abbildungen und Fotos der Befunde, die gelegentlich zum Verständnis

² P. Fasold: Das Grab eines germanischen Offiziers aus Nida-Hedderheim (?). *Germania* 68, 1990, 601–607.

hilfreich gewesen wären. So werden z. B. anpassende Scherben aus verschiedenen Fundabschnitten von Brunnenverfüllungen zwar genannt; dies hätte aber optisch prägnanter umgesetzt werden können, wie ausnahmsweise für Brunnen Befund 14 (S. 47 Abb. 5) auch geschehen.

Wie bereits erwähnt, wurden nur in Ausnahmefällen sämtliche Fundobjekte eines Befundes in den Katalog (und damit auch in die Fundtafeln) aufgenommen. Hierzu zählen etwa die Brunnen Befunde 9, 13, 14, 17, 18, 20, 35 und 40, deren Funde in der Reihenfolge der ausgegrabenen Fundabschnitte vorgelegt sind. Für den Rest der Befunde muss man sich das aufgenommene Fundmaterial leider aus diversen Listen heraussuchen; zum raschen Auffinden und der besseren Übersicht wegen seien die betreffenden Tabellen hier genannt:

S. 175: Tab. 5: Verteilung und Anzahl reliefverzierter Terra Sigillata aus Trier von bestimmaren Töpfen

S. 176: Tab. 6: Verteilung und Anzahl reliefverzierter Terra Sigillata aus Rheinzabern

S. 178 f.: Tab. 7: Verteilung und Anzahl der Formen glatter Terra Sigillata

S. 186: Tab. 8: Töpferstempel auf glatter Sigillata

S. 187: Tab. 9: Verteilung und Anzahl der Formen engobierter Becher

S. 193: Tab. 10: Verteilung und Anzahl der Formen Urmitzer Ware

S. 194: Abb. 11: Verteilung und Anzahl der Formen von Amphoren sowie tongrundig glatt- und rauwandiger Ware ohne Urmitzer Ware

Trotz dieser vielen Tabellen bleibt unklar, nach welchen Kriterien und in welchem Anteil die Funde Eingang in die Listen fanden, wenn z. B. von den Trierer Reliefsigillaten nur die bestimmaren und einer Produktion zuzuweisenden Stücke aufgenommen wurden. Wie viele Scherben waren nicht bestimmbar? Die Listen bleiben damit intransparent und sind nicht zu überprüfen.

Natürlich enthalten die aufgenommenen Keller-, Gruben- und Brunnenverfüllungen aufgrund der umfangreichen Planierungen im 3. Jahrhundert relativ viele, ältere Funde (sog. residuales Altmaterial), das für die Auswertung keine maßgebliche Rolle spielt. Eine Aufnahme dieser Funde kann den Katalogteil quantitativ auch extrem belasten. Wie aber soll man taphonomische Prozesse beurteilen, die ja entscheidend für die Interpretation eines Befundes sein können, wenn man nicht das gesamte Fundmaterial vorlegt?

Hier hat sich der Autor der (bei einer Dissertation sicherlich notwendigen) Arbeitsökonomie wegen einer gewissen Chance beraubt. Gerade weil wir so wenige münzdatierte Komplexe aus dem 3. Jahrhundert haben, wäre eine genaue Vorlage zumindest dieser Verfüllungen im Sinne einer archäologischen Quellenedition notwendig und sinnvoll gewesen. Als Beispiel sei nur Befund 12 genannt, der über einen Antoninian des Philippus I. in die Jahre nach 244/247 n. Chr. datiert ist. Anhand der Befundbeschreibung muss man sich die Münz-, Metall-, Bein- und Ziegelfunde aus fünf (!) älteren Publikationen zum römischen NIDA zusammensuchen, wobei dem Leser dann noch immer die Keramik aus diesem

Befund fehlt, die vom Autor nur listenweise erfasst wurde. Wirklich zu beurteilen wäre der wichtige – weil für seine Zeit seltene – Komplex nur bei einer kompletten Vorlage der Funde gewesen, wie es z. B. für einige Referenzkomplexe in der Schweiz geschehen ist.³

Im Sinne einer optimalen Fundaufnahme sind dann wieder die Befunde des „Hallenbaus“ behandelt (S. 83–116 mit Taf. 40–76). Darauf folgen im Katalog die lokalisierbaren (d. h. einem Fundpunkt zuweisbaren) und die nicht mehr lokalisierbaren, aber noch NIDA zuzurechnenden Einzelfunde: Militaria, Pferdegeschirrbestandteile, Fibeln und Funde „germanischen Charakters“ (S. 116–135 mit Taf. 77–100). Hier werden auch direkt 25 Fundlisten mit Parallelen zu Militaria und Pferdegeschirrtteilen angeschlossen, die zum Teil als Ergänzung der Listen bei Markus Gschwind dienen und so sehr nützlich sind.⁴

In der anschließenden „Auswertung der Befunde“ befasst sich A. Reis vor allem mit möglichen Interpretationen der verlochten Steindenkmäler und der Menschenknochen. Die Steindenkmäler aus den Brunnen Bef. 14, 17, 20, 35 und 40 werden als Zeugnisse von Aufräumarbeiten nach der Zerstörung oder der bewussten Niederlegung privater und öffentlicher Baukomplexe gedeutet. Im Zusammenhang mit der Diskussion um die zahlreichen verlochten Kultdenkmäler und Jupitersäulen werden sämtliche in Frage kommenden Tätergruppen – einfallende Germanen, innerrömische Personenkreise während eines Bürgerkriegs oder während eines sozialen Aufstandes sowie zeitgenössische oder spätere Christen – diskutiert, wobei vom Autor nie konsequent zwischen der Zerstörung der Kultdenkmäler einerseits und der nachfolgenden Deponierung andererseits unterschieden wird; Vorgänge, die durchaus von zwei unterschiedlichen Personenkreisen ausgeführt worden sein könnten.

Auch wenn die Kultdenkmäler meist pietätlos inmitten von Müll und sogar Fäkalien verlocht wurden, hält es der Autor für möglich, dass es sich bei einigen Fällen um bewusste Deponierungen mit religiösem, kultischem Hintergrund handeln könnte. Auf diesen Aspekt ist er auch in einem eigenen Aufsatz bereits näher eingegangen.⁵ So sind manche Kultdenkmäler offensichtlich mit großer Sorgfalt „bestattet“ worden; das Paradebeispiel ist immer noch die Jupitersäule von Wiesbaden-Schierstein. Reis weist zudem mit Recht daraufhin, dass nicht alle Köpfe und Gesichter der verlochten Götterbilder abgeschlagen wurden, wie oft zu lesen ist; hier ist vielmehr mit einer gewissen Inkonsequenz zu rechnen. Gelegentlich finden sich in den Schachtverfüllungen auch konkrete

3 S. Martin-Kilcher: Die römischen Amphoren aus Augst und Kaiseraugst 1. Augst 1987 (Forsch. Augst 7), 28–48; C. Schucany u. a. (Hrsgg.): Römische Keramik in der Schweiz. Basel 1999 (Veröffentl. Schweiz. Ges. Ur- u. Frühgesch. 31).

4 M. Gschwind: Pferdegeschirrbeschläge der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts aus Abusina/Eining. Saalbuch-Jahrb. 49, 1998, 112–138.

5 A. Reis: Eine Brunnenverfüllung des 3. Jahrhunderts n. Chr. aus Obernburg am Main. Bayer. Vorgeschbl. 73, 2008, 87–101.

Anzeichen auf rituelle Handlungen wie z. B. die allfälligen Hirschgeweihe⁶ oder bewusste Deponierungen, wie im Fall des Nidenser Brunnens Befund 18 mit sechs intakten Tongefäßen und einer Matronenterrakotte (Taf. 30). Auch wenn es nicht explizit ausgesprochen wird, bezweifelt der Autor eine monokausale Erklärung für dieses sehr vielgestaltige Phänomen.⁷

In eine ähnliche Richtung führt auch die Diskussion um die verlochten menschlichen Knochenreste; ein Kapitel, das man parallel zu dem sehr informativen anthropologischen Anhang aus der Feder von Peter H. Blänkle, Erwin Hahn, Kurt W. Alt und Guido Brandt lesen sollte (S. 277–308). Die meisten derartigen Funde – oft handelt es sich um einzelne Schädel oder Schädelteile – stammen aus Altgrabungen und können deshalb nur schwer beurteilt werden. Insgesamt liegen aus den Befunden 3, 5, 9 und 40 die Überreste eines Kindes und wahrscheinlich einer Frau sowie zweier oder dreier spätmaturerer und maturaer Männer vor. Bis auf eine Ausnahme sind die Schädeltraumata durch Gewalt entstanden, deren Ursache jedoch vielfältig sein kann: In Frage kommen kriegerische Auseinandersetzungen, Hinrichtungen, Opferungen, Unfälle und Mordverbrechen. Schon der Zeitpunkt, an dem die Verletzungen beigebracht wurden, also kurz vor oder erst nach dem Tod, ist in keinem Fall sicher zu eruieren. Sogar ein postmortaler Schädelkult ist nicht gänzlich auszuschließen. Ein Glücksfall ist nun der 1993 ausgegrabene Brunnen Befund 35, bei dem es mit modernsten Methoden gelang, das Schicksal dreier dort niedergelegter Individuen zumindest zu einem Teil aufzuklären. Es handelt sich um eine (per DNA-Analyse nachgewiesene) Familie, bestehend aus einem 15–21 Jahre alten Paar und einer 2–3 Jahre alten Tochter. Die beiden Erwachsenen gehörten einer germanischen Volksgruppe an und waren starker körperlicher Belastung ausgesetzt, was auf eine Zugehörigkeit zu einer unteren sozialen Schicht hindeutet. Vielleicht waren sie Diener oder Sklaven in römischen Diensten. Die beiden Erwachsenen wurden durch Schläge auf Gesicht und Stirn regelrecht hingerichtet; bei dem Kind kann man dies nur vermuten. Direkt nach dem Tod wurden die Leichname mit zahlreichen Küchenabfällen in den Brunnenschacht entsorgt. Der Befund erinnert stark an entsprechende Entdeckungen in Regensburg-Harting und anderen Orten. Nun handelt es sich hier aber nicht

6 A. Heising: Hirschkult in Kelsterbach. Das römische Gebäude „Auf der Steinmauer“ und die Interpretation möglicher Kultpraktiken in der Provinz Germania Superior. Kelsterbach 2008; Ders.: Deponierung mit Hirschgeweih in einem römischen Gebäude bei Kelsterbach, Kreis Groß-Gerau. Fallbeispiel einer Clausura zur Zeit des Limesfalls? In: G. Lindström/A. Schäfer/M. Witteyer (Hrsgg.): Rituelle Deponierungen in Heiligtümern der hellenistisch-römischen Welt. Tagung vom 28. 4 bis 30. 4. 2008 in Mainz (Mainz in Druck), 157–174.

7 Zu diesem Themenkomplex auch: M. Zimmermann: Auffassung von Heiligtümern und Umgang mit Votivdenkmälern im rechtsrheinischen Obergermanien während des 3. Jahrhunderts n. Chr. Unpubl. Magisterhausarbeit. Freiburg 2010.

um Angehörige der romanischen Bevölkerung, die von überfallenden Germanen hingemetzelt wurden; vielmehr waren die Opfer selbst germanischer Herkunft und an Schmuck (Perle Kat. 35, 111) und Trachtaccessoires (Toilettenbesteck Kat. 35, 152 f.) auch als solche erkennbar. Wie ist ein solcher Befund zu bewerten? Haben einfallende Germanen die Provinzbevölkerung ohne Unterschied niedergemacht? Oder lag hier eine bürgerkriegsähnliche Situation vor, in der die vorher eher unbedeutende ethnische Zugehörigkeit plötzlich entscheidend wurde wie z. B. im Balkankrieg der 1990er Jahre? Der archäologisch-anthropologische Befund ist zwar recht klar, die Interpretationsmöglichkeiten bleiben aber weiterhin sehr groß.

Das folgende Kapitel widmet sich dem „Hallenbau“, dessen Ansprache als militärischer Kasernenbau/Reiterkaserne schon früh in die Kritik geraten ist. Bereits Wilhelm Schleiermacher ging in einem Aufsatz von 1943/50 davon aus, dass es sich um reguläre Streifenhäuser handelte, in die erst spät Militär einquartiert worden sei. Aufgrund der hohen Zahl an Militaria, darunter mehrerer Helme, spielte das militärische Element aber immer eine große Rolle, bis hin zu einer Interpretation als „Waffenkammer“ o. ä. Nun kann Reis durch gründliches Aktenstudium nachweisen, dass überhaupt nur ein Helm (zudem nur als Altmetall) und eine Lanzenspitze sicher aus dem „Hallenbau“ stammen. Eine besondere Konzentration von Militaria ist also nicht mehr gegeben, und damit steht nichts mehr im Wege, den „Hallenbau“ als das zu identifizieren, was er in Wirklichkeit war: Es handelt sich um vier normale Streifenhäuser mit ausgeprägten Fundamenten der gemeinsamen Längswände.

Viel Arbeit hat der Autor auch in die Auswertung der Keramik und der Metallfunde investiert. Recht ausführlich geht er u. a. auf die glatten Sigillaten ein; hier gewinnt man einen guten Überblick über den reduzierten und stark standardisierten Formenbestand, der im 3. Jahrhundert noch gebräuchlich war. Für das Spektrum der Terra Nigra oder der tongrundig glatt- und rauwandige Waren kann er auf Typlisten früherer NIDA-Publikationen zurückgreifen. Neben der Urmitzer Ware, deren Datierung bereits oben angesprochen wurde, sind ferner die Vorläufer der sog. braunen Nigra der Mainzer Gruppe hervorzuheben; die jüngste Warenart, die in NIDA überhaupt nachzuweisen ist.⁸

Auffälligerweise findet sich bis auf eine einzige Randscherbe keinerlei germanische Keramik. Für Reis kann dies „mit einer weitgehenden Übernahme des vorhandenen Geschirrbestands durch die in NIDA ansässige germanische Bevölkerung erklärt werden, denn andere germanische Funde, etwa Fibeln oder Käämme, sind gut vertreten“. Offenbar haben wir es in NIDA entweder mit „romanisierteren“ oder sozial höhergestellten Germanen zu tun als in einigen Limeskastellorten wie z. B. am Zugmantel, wo sich die germanische Bevölkerung gerade durch ihre reichhaltig gefundene Keramik zu erkennen gibt.

8 Zur Genese der Warenart vgl. auch A. Heising: *Figlinae Mogontiacenses – Die römischen Töpfereien von Mainz. Remshalden 2007, 130–133 (Warengruppe 8).*

Der umfangreichste Abschnitt der Fundanalyse ist den Militaria und dem Pferdegeschirr gewidmet. Soweit kartierbar, streuen die Funde beider Gruppen gleichmäßig über das Stadtgebiet (211 Abb. 29; 247 Abb. 33). Eine Kasernierung von regulären Militäreinheiten oder, wie immer wieder postuliert wird, von mobilen Reitereinheiten im Stadtgebiet ist daran jedenfalls nicht abzulesen. Dies unterstreichen auch die Baubefunde, bei denen eindeutige „Militärgrundrisse“ in der späten Stadt fehlen. Es ist zu fragen, inwieweit die Waffen und Gürtelbeschläge sowie das Pferdegeschirr überhaupt zwingend von Militärangehörigen benutzt worden sein müssen. Der Verfasser kann anhand zahlreicher Parallelen nachweisen, dass für die Masse der Pferdegeschirrbeschläge, aber auch für manche Gürtelteile (z. B. Ringschnallen-Cingula, Beschläge in Lanzenform) von einem Gebrauch auch bei Zivilisten auszugehen ist. Seine sehr kenntnisreichen Ausführungen belegen, dass selbst bei den sog. „Militaria“ eindeutige Aussagen zur Frage der rein militärischen Nutzung oft nicht möglich sind. Zudem sind meist etwas weitere Datierungsspannen für die einzelnen Stücke anzusetzen, als dies bisher der Fall ist. Auch der Recycling-Aspekt solcher Objekte ist nicht zu unterschätzen: So können Militaria etwa zu privatem Gebrauch umgearbeitet oder Lanzenspitzen zu Werkzeugen umgeschmiedet werden.

Daraus ergeben sich zahlreiche, auch bereits von anderer Seite⁹ einschlägig diskutierte Erklärungsmöglichkeiten für das Auftreten dieser Stücke innerhalb eines Civitas-Hauptortes, ohne dass man im Einzelfall entscheiden könnte, welcher Möglichkeit der Vorzug zu geben ist: Veteranenbesitz, zivile Jagdwaffen, Waffen für Bürgermilizen (*populares*), Waffen zur privaten Absicherung gegen innere und äußere Gefahren, Aufenthalt von Militärs im Verwaltungszentrum für polizeiliche Aufgaben etc.

Das etwas unvermittelt anschließende – und auch weitgehend isolierte – Unterkapitel 8.13.4 zu den metallurgischen Elementzusammensetzungen der Militaria und der Pferdegeschirrbeschläge ist ganz offenbar dem Umstand geschuldet, dass die Arbeit im Rahmen des Graduiertenkollegs „Archäologische Analytik“ entstanden ist. 67 der 160 katalogisierten Stücke aus NIDA wurden beprobt, außerdem waren Vergleiche mit örtlichen Militaria des 1. Jahrhunderts sowie mehreren gussgleichen Stücken der mittelkaiserzeitlichen Limeskastelle Saalburg, Feldberg, Zugmantel und Niederbieber möglich. Die Pferdegeschirrbeschläge bestanden fast ausschließlich aus Messing; die Militaria hingegen aus Kupferlegierungen mit hohen Anteilen an Blei und Zinn, wobei viele Stücke zudem einen korrosionsbeständigen Weißmetallüberzug aufwiesen. Im diachronen Vergleich fällt auf, dass die Anteile an Spurenelementen durchweg höher sind als bei Objekten des 1. Jahrhunderts, so dass offenbar zunehmend Fremdmaterial recycelt wurde.

9 S. F. Pfahl/M. Reuter: Waffen aus römischen Einzelsiedlungen rechts des Rheins. *Germania* 74, 1996, 119–167.

Was kann man nun zur Siedlungsgeschichte des römischen NIDA ab dem zweiten Drittel des 3. Jahrhunderts konkret aussagen? Weder für den in der römischen Literatur toposhaft überhöhten Germanen-Einfall des Jahres 233 n. Chr. noch für den „Limesfall“ um 260 n. Chr. lassen sich sichere Zerstörungshorizonte nachweisen. Allerdings sind für das zweite Drittel des 3. Jahrhunderts zumindest in den zentralen *platea praetoria* umfangreiche Planierungsarbeiten belegt, nachdem einige Parzellen offenbar nicht mehr bewohnt wurden. Andere Erscheinungsformen dieser Zeit deutet Reis eher als ein Zeichen von Stabilität, so die (sonst nicht weiter angesprochenen) Bestattungen in Steinkisten und Sarkophagen, die einen „gewissen Wohlstand nach 233“ belegen sollen, oder der Bau eines (nur cursorisch behandelten) wohl öffentlichen Großbaus L am nördlichen Rand des Forums um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Die Inschriften von Nidenser Dekurionen in Mainz, die immer wieder als Indiz einer Absatzbewegung der lokalen Elite während einer krisenhaften Situation angeführt werden, sieht der Verfasser als ein Zeichen wirtschaftlicher Prosperität dieser Bevölkerungsschicht, der die Provinzhauptstadt den idealen Rahmen für Munifizienz und Selbstdarstellung bot. Selbst den seiner Meinung nach späten Stadtmauerbau nach 233 will Reis eher mit städtischem Selbstbewusstsein als mit Notmaßnahmen und einer möglichen Krisensituation verbinden.¹⁰

Dass sich dieses Bild einer (scheinbar ungetrübten) Stabilität so ganz anders darstellt als in den zeitgleichen, stark in Mitleidenschaft gezogenen Limesgebieten nur wenige Kilometer weiter, ist ein typisches Kennzeichen des 3. Jahrhunderts, wo einzelne Regionen sogar von der Not anderer Gebiete profitieren: Neben Stagnation und Rückgang stehen gleichzeitig anderenorts Prosperität und sogar wirtschaftliches Aufblühen.¹¹ Ganz offensichtlich gewinnt in der Spätzeit der Civitas-Hauptort NIDA als Rückzugsgebiet und befestigter Standort gegenüber dem Umland an Bedeutung.

10 Das vermutete Baudatum nach 233 n. Chr. findet sich in dem auf S. 21 zitierten Text von Carsten Wenzel über die Stadtbefestigung von Nida-Heddernheim noch nicht (dort S. 76: „als die germanischen Überfälle in den 30er Jahren des 3. Jhs. zunehmend eine ernsthafte Gefahr für die Sicherheit des Grenzlandes darstellten, bestanden die Mauern schon seit einigen Jahren“). Hier ist wohl unbewusst eine jüngere Diskussion um Sebastian Gairhos und Egon Schallmayer eingeflossen, die den späten Datierungsansatz von Rottenburg und Dieburg auch auf NIDA übertragen haben. Vgl. S. Gairhos: Stadtmauer und Tempelbezirk von SVME-LOCENNA. Die Ausgrabungen 1995–99 in Rottenburg am Neckar, Flur „Am Burggraben“. Stuttgart 2008 (Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 104), 111 f.; E. Schallmayer: Ausgrabungen an der Stadtmauer des römischen Civitas-Hauptorts MED(—)/Dieburg. *HessenArchäologie* 2007, 97–102.

11 Zit. nach A. Heising: Die römische Stadtmauer von Mogontiacum – Mainz. Archäologische, historische und numismatische Aspekte zum 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. Bonn 2008, 140 f.

Wohl auch deshalb kommt es nach 260 n. Chr. noch nicht schlagartig zum Ende der Siedlung. Eine direkte Zerstörung lässt sich aufgrund der fehlenden Brandschichten nicht nachweisen, allerdings fehlen die entscheidenden jüngsten oberen Schichten weitgehend. Sicher ist jedenfalls, dass es im gesamten Stadtgebiet zu erheblichen Planierungen zerstörter Gebäude und dem Auffüllen von Brunnen und Gruben mit Schutt kam; zum Teil mit klaren Befunden einer religiösen Bannung. Diese aufgrund der jüngsten Münzen nach 258/259 datierten Vorgänge zeugen laut Reis „vielleicht von offiziell angeordneten Aufräumaktionen vor dem endgültigen Auflassen der Siedlung“. Ausgeführt wurden sie seiner Meinung nach durch die noch verbliebene Bevölkerung, zu der teilweise schon Germanen gehörten; möglicherweise sollen aber auch extra für diese Arbeiten abkommandierte Truppenteile daran beteiligt gewesen sein. Insgesamt schließt sich der Autor der Meinung von B. Steidl an, nach der die großen Siedlungen rechts des Rheins nur allmählich und erst in den 270er Jahren aufgegeben worden sein sollen. Als Träger einer Platz- und/oder Ruinenkontinuität über die römische Siedlungstätigkeit hinaus können germanische Individuen und Gruppen gelten, die bereits vor 260 n. Chr. in die provinzialrömische Bevölkerung integriert waren und zusammen mit eventuellen Neuankömmlingen weitersiedelten.

Die wichtige Studie von Reis zum Ende der Siedlung NIDA-Heddernheim behandelt ein äußerst komplexes, stark diskutiertes, je nach Standpunkt auch heiß umstrittenes Thema mit vielen Facetten. Vielleicht auch deshalb spricht der Autor bei manchen übergeordneten Fragen die ganze Bandbreite von diskutierten Möglichkeiten an, ohne sich selbst allzu sehr festzulegen. Das mag für den einen oder anderen Leser unbefriedigend sein, ist aber ehrlich und entspricht nach Meinung des Rezensenten auch eher dem aktuellen Forschungsstand. Monokausale Erklärungen für historische Phänomene und archäologische Befunde gibt es ohnehin nicht. Bei vielen der angerissenen Fragen kann nur eine genaue, detaillierte Befundauswertung weiterhelfen, die bei den meist alt gegrabenen Befunden in NIDA jedoch nicht mehr durchzuführen war. Hier sind zukünftige Ausgräber gefordert.

Alexander Heising, Freiburg
alexander.heising@archaeologie.uni-freiburg.de

Pierre Gros: *Gallia Narbonensis. Eine römische Provinz in Südwestfrankreich.* Übersetzt aus dem Französischen von Yves Gautier. Mainz: Philipp von Zabern 2008 (Orbis Provinciarum). 166 S., zahlr. Abb. EUR 29.90. ISBN 978-3-8053-3887-5.

Der Südwesten Frankreichs gehört ohne Frage zu den beliebten Reisezielen auch der deutschsprachigen Leser. Ein Band über die *Gallia Narbonensis* erweckt daher mit Sicherheit ein besonderes Interesse, und für den Rezensenten wird das Kriterium im Vordergrund stehen, wie es dem Autor, einem hervorragenden Kenner der römischen Architektur und Urbanistik, und dem Verlag gelungen ist, „in wunderbaren Bildern und kenntnisreichen Texten“ (so der Klappentext) Geschichte und materielle Hinterlassenschaft dieser reichen Kulturlandschaft, soweit sie die Antike betreffen, zu vermitteln. Das Thema wird also nicht nur den interessierten deutschsprachigen Reisenden, sondern auch, nicht zuletzt wegen der fachlichen Kompetenz des Autors, jeden Altertumswissenschaftler ansprechen. Die Anlage des Bandes folgt im wesentlichen der in den bereits erschienenen Bänden der Reihe getroffenen Einteilung.¹

Ein erstes Kapitel ist der *Gallia Transalpina* in vorrömischer Zeit gewidmet. Erwähnt wird die Ausdehnung des Siedlungsgebietes der Ligurer und die Abgrenzung gegenüber den Iberern im Languedoc, ohne daß sich beim heutigen Stand der Forschung darüber präzise Angaben machen ließen. Ähnliches gilt vom keltischen Einfluß in diesem Gebiet, wobei die Herkunft der keltischen Stämme (Zentralfrankreich oder Oberitalien) ebenso wie die Zeitstellung umstritten sind.

In diesem Kontext wird auch die phokäische Gründung Massilia erwähnt, ihre Kolonien (Ἀγαθή/Agde, Ὑλβια/Hyères, Ταυρόεις/Le Brusca, Ἀντίπολις/Antibes, Νίζαα/Nizza) werden lediglich aufgezählt.² Für Marseille wird die kontrovers diskutierte Frage des Einflußgebiets angesprochen, über die Entwicklung der griechischen Stadt selbst erfährt man in diesem Zusammenhang

1 In Plekos wurden besprochen: Thomas Fischer: Noricum (Plekos 5, 2003, 101–104 – J. Gruber); Christian Marek: Pontus und Bithynien (Plekos 7, 2005, 85–89 – J. Gruber); Hartwin Brandt/Frank Kolb: Lycia et Pamphylia (Plekos 9, 2007, 93–98 – J. Gruber); Rumen Ivanov/Gerda von Bülow: Thracia (Plekos 11, 2009, 29–32 – Chr. Körner); Mirjana Sanader: Dalmatia (Plekos 11, 2009, 113–115 – Chr. Körner); Miroslava Mirković: Moesia Superior (Plekos 12, 2010, 1–3 – U. Steinklauber). Hingewiesen sei auch auf die Besprechung von Meike Droste: Arles (Plekos 6, 2004, 113–118 – J. Gruber).

2 Zu Rhodanousia (S. 10) könnte auf die vermutete Lokalisierung verwiesen werden. Es lag wahrscheinlich an der Stelle des heutigen L'Argentière in der Nähe des Kastells Espeyran an der Kleinen Rhône südlich von St. Gilles; vgl. M. Provost u. a. (Hrsgg.): Carte archéologique de la Gaule 30/3. Le Gard. Paris 1999, 615 ff.

nichts. Am Beispiel von Glanum und Saint-Blaise wird der Begriff „Hellenisierung“ problematisiert, ja die städtische Kultur dieser Orte grundsätzlich in Frage gestellt, ohne daß die noch sichtbaren Reste dieser vorrömischen Bauphasen dem Leser nähergebracht werden. Auch die Benützung der griechischen Schrift durch die Kelten wird nicht einer „Hellenisierung“ zugerechnet, gleichwohl finden sich in diesem Zusammenhang wichtige Überlegungen darüber, weshalb es zur Schaffung und zum Gebrauch der gallo-griechischen Schrift kam (S.13 f.). Wer allerdings erwartet, daß der Band auch die bedeutende griechische Vorgeschichte der Provinz gebührend und umfassend würdigt, sieht sich leider etwas enttäuscht.³ Wichtige archäologische Stätten am uralten Handelsweg der „Herkulesstraße“ wie Ensérune,⁴ Nages⁵ oder die Grottes de Calès werden, wenn überhaupt, nur knapp erwähnt, das frühgeschichtliche *oppidum* von Ambrussum erst S. 91. Dagegen ist das *oppidum* der *Elisyces* auf dem Montlaurès im Zusammenhang mit der Gründung von Narbonne genannt.

So zeigt sich schon im ersten Kapitel ein grundsätzliches Problem der gewählten Darstellung: Die in einzelne Abschnitte gegliederte chronologische Entwicklung vermag aus übergeordneter Sicht Neuerungen und Veränderungen in der gesamten *Narbonensis* zu erfassen sowie Urbanistik und wirtschaftliche wie gesellschaftliche Strukturen in ihrem Wandel zu erhellen. Darin liegt sicher eine Stärke der gewählten Darstellungsweise, die durch vergleichsweise ausführliche Beiträge zu Einzelthemen angereichert wird.⁶ Dagegen erschließt sich die Individualität einzelner Orte und Stätten vollständig erst aus der durch den Leser zu leistenden Gesamtschau,⁷ die auch die zahlreichen Einzelbeobachtungen berücksichtigen muß, die der Autor aus seiner profunden Kenntnis immer wieder einfließen läßt.⁸

Zusammen mit der Vorgeschichte der römischen Provinz werden die Beziehungen zwischen Rom und Massilia diskutiert, die entscheidend von den Interessen Roms auf der Iberischen Halbinsel in der Auseinandersetzung mit Karthago bestimmt sind. Das Hauptaugenmerk liegt dabei im Bereich der Wirtschaft und des Handels (Weinimport aus Italien). Für den nicht fachkundigen Leser bleibt der historische Kontext zu den massiliotisch-karthagischen wie zu

3 Einer Diskussion bedürften die griechischen Elemente auch in Hinblick auf die ab S. 94 besprochenen Haustypen, die sich teilweise als Abfolgen hellenistischer und italischer Formen zu erkennen geben. Zu Glanum entscheidet sich Gros für den Begriff „Mischkultur“ (S. 11).

4 Genannt wird lediglich S. 94 ein hellenistischer Haustypus.

5 Nages wird nur S. 15 im Zusammenhang mit dem Import italischer Weine erwähnt, der beigefügte Abbildungsnachweis führt zum Pont du Gard.

6 So etwa zum italischen Weinmonopol (S. 16), zu den *fossae Marianae* (S. 20 f.).

7 Zum Beispiel wird das Julier-Monument von Glanum auf S. 26 f., 34 und 115 besprochen.

8 Erwähnt seien beispielshalber die Ausführungen zu CIL XII 6038 (S. 82).

den römisch-spanischen Beziehungen jedoch weitgehend unklar. Dafür wird man gerne zu dem Einführungsband in die ganze Reihe von Tilmann Bechert greifen.⁹ Erst die Ereignisse ab 123 v. Chr., die zur Gründung von *Aquae Sextiae* führten, werden etwas genauer besprochen (S. 16).¹⁰ Besonderes Augenmerk gilt den administrativen Anfängen der Provinzverwaltung bis zum Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr., die in Hinblick auf neuere historische Forschungen mit offenem Ergebnis diskutiert werden.

Unter der Überschrift „Die erste städtische Gründung und der Beginn der Raumplanung“ wird die Bedeutung der Gründung von Narbonne, auch im Zusammenhang mit der damaligen römischen Innenpolitik, im Jahre 118 besprochen. Die Gründung von *Aquae Sextiae* im Jahre 122 ist angeschlossen.¹¹ Eng mit der Raumplanung verbunden ist auch die systematische Anlage eines Straßennetzes, die im Überblick dargestellt ist, bevor die Ereignisgeschichte bis zum Ende Caesars und Organisation der Provinz unter Augustus (Gründung von *Forum Iulii*, Privilegien für Nîmes, Verwaltung, Grenzziehung) weiterverfolgt wird.

Der urbanen Besiedlung der Provinz wendet sich das folgende, umfangreichste Kapitel zu („Formen und Ziele der Urbanisierung in julisch-claudischer Zeit“). Hier schöpft der Autor kenntnisreich aus der Fülle seiner langjährigen Forschungstätigkeit. Allerdings hätte der reiche Gehalt dieses Kapitels durch gliedernde Zwischenüberschriften leserfreundlicher vermittelt werden können. So wird zwar die Entwicklung von Glanum im Überblick dargestellt, aber von der urbanistischen Struktur des Erhaltenen bekommt der Leser keine rechte Vorstellung. Sie läßt sich auch aus den Abbildungen nur bedingt gewinnen, ein Plan fehlt.¹² Elegant wird im Rückgriff auf frühere Arbeiten das Relieffragment vom Stadtbogen im Sinne des Romanisierungsprozesses interpretiert; die neuere Forschung hat diese Deutung bereitwillig aufgenommen.¹³ Als Kontrast zu dem in Glanum vorausgesetzten „Dirigismus“ wird die Entwicklung von Vaison

9 Tilmann Bechert: Die Provinzen des römischen Reiches. Einführung und Überblick. Mainz 1999, 95.

10 Der Name des Prätors, der i. J. 90 einen Aufstand der Salluvier unterdrückte, lautet korrekt C. Caelius (RE III 1255 Nr. 6 und ibid. 1188 Nr. 12) oder Coelius (RE Suppl. III 255 Nr. 6).

11 Die in diesem Zusammenhang verwendeten Rechtsbegriffe „römisches Recht“, „Peregrinenrecht“, „latinisches Recht“, Erhebung zur „römischen Kolonie“ sollten in einem Glossar erläutert sein.

12 Ungebräuchlich ist S. 30 *gentilices* statt *nomina gentilia/gentilicia*; Legende Abb. 18 recte: *bouleuterion*. Außerdem: S. 69 *domi nobiles* (recte: *domus*); Anmerkungen wären hilfreich, besonders wenn auf bestimmte Aussagen anderer Forscher verwiesen wird wie S. 33 u. ö.

13 Annette Küpper-Böhm: Die römischen Bogenmonumente der Gallia Narbonensis in ihrem urbanen Kontext. Espelkamp 1996, 83 f.

dargestellt als „wahrscheinlich sehr unvollständige Urbanisierung einer alten ländlichen Siedlung“, leider fehlt auch hier wieder ein Plan. Die Betrachtung beider Siedlungen gibt Anlaß zur Differenzierung zwischen Städten römischen und latinischen Rechts (S. 37). Erst nach dem Einschub weiterer methodischer Überlegungen folgt die Darstellung der Kolonien römischen Rechts, beginnend mit der Entwicklung von *Narbo Martius*. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei (S. 40) den Resten des noch bei Ausonius, *Ordo urbium nobilium* 19, 14–17 (= 120–122) erwähnten Tempels, dessen Funktion und Baugeschichte aber dennoch unklar bleiben.¹⁴ Es folgen Ausführungen über Arles, wo die Stadtentwicklung in augusteischer Zeit durch symbolhaltige Funde (*Clipeus virtutis*) und repräsentative Bauten mit ihren eindeutigen Bezügen zu stadtrömischen Vorbildern eingehend dokumentiert ist. Die beigefügten Abbildungen (Details und Rekonstruktionen) werden dem weitgehend gerecht.¹⁵ Nur wenig später erfolgte die Gründung von Orange. Das berühmte Theater und die Bühnenwand, die schönste Mauer im Reich Ludwigs XIV., wird in ihrer augusteischen Symbolik gewürdigt. Zu der S. 50f. geschilderten Stadtansicht wäre eine Ergänzung in Form einer Rekonstruktion hilfreich, wie sie anschließend für Frejus gegeben wird. Die geplante Struktur dieser Gründung Caesars wird so besonders anschaulich. Im Zusammenhang mit Béziers (*Baeterrae*) wird v. a. die Galerie von Porträt-Köpfen besprochen, die sich jetzt im Musée Saint-Raimond in Toulouse befinden, das auch die nur nebenbei S. 82 erwähnten Kaiser-Porträts aus Martres-Tolosane aufbewahrt.

Ein zweiter Teil des Kapitels behandelt die Kolonien latinischen Rechts, beginnend mit Aix-en-Provence, das allerdings wohl im Laufe seiner Geschichte eine andere Rechtsform erhielt (S. 59). Obwohl dieser Ort kaum direkt zugängliche Überreste aus römischer Zeit aufweist (die verschiedenen Gründe sind kurz genannt) und somit das Bild der Stadtstruktur immer noch sehr lückenhaft ist, kann der Autor doch ein anschauliches Bild von den jüngsten Grabungen, insbesondere im Bereich des Theaters, vermitteln und dokumentieren. Dagegen waren die wesentlich bedeutenderen römischen Bauten in Nîmes seit jeher Gegenstand archäologischer und bauhistorischer Untersuchungen. Aber auch hier hätte die Beschreibung der Stadtanlage nicht nur durch einen Plan des Augusteums, sondern des gesamten Stadtareals verdeutlicht werden sollen. In chronologischer Reihenfolge schließt sich die Besprechung von Vienne, der

14 Gerade Abschnitte wie dieser zeigen, wie oft in diesem Band, einen teilweise bemerkenswerten Mangel an klar disponierter Darstellung.

15 Für die Gesamthematik, die sich bei der Besprechung der *Maison Carée* S. 68 und bei der Diskussion über die Bedeutung der Rankenfriesen S. 113 wiederholt, sollte gerade für den deutschen Leser ein Hinweis auf Paul Zanker: *Augustus und die Macht der Bilder*. München 1990² im Literaturverzeichnis nicht fehlen. Ausführlicher besprochene Denkmäler wie die *Venus von Arles* S. 47 sollten auch durch Abbildungen vertreten sein; vgl. Droste (wie Anm. 1) Abb. 155.

Metropole der Alloborger, an. Die besonderen geographischen Bedingung werden ebenso erörtert wie einzelne städtebauliche Maßnahmen, wiederum ohne Gesamtplan. Knapp werden Apt (*Apta Iulia*), bis jetzt ohne größere Funde mit Ausnahme von Spuren eines Theaters, und Toulouse (*Tolosa*) sowie weitere Städte latinischen Rechts besprochen. Das weniger bekannte Alba-la-Romaine (*Alba Helviorum*), Dép. Ardèche, zeigt außer seinem Theater weitere beachtliche Reste, die eine Bilddokumentation verdient hätten. So bleibt die Vorstellung von diesem ehemaligen Hauptort der *Helvii* ebenso unbestimmt wie die von Château-Rousillon (*Colonia Iulia Ruscino*), wo immerhin der Stadtplan teilweise rekonstruiert werden kann, im Gegensatz zu Carpentras (*Carpentorate*) und Cavaillon (*Cabellio*), wo lediglich die Reste der Bogen eine bestimmte Monumentalität erahnen lassen. Auch die Lokalisierung der frühkaiserzeitlichen Baureste in Marseille bleibt ohne Plan mühsam. Eine kurze Besprechung der Wasserleitungen, v. a. von Nîmes und Fréjus, beendet das Kapitel.

Der Stadtentwicklung in der hohen Kaiserzeit ist der nächste Abschnitt gewidmet. Zwar können auf diese Weise Charakteristika der Epochen (wertvolle Baumaterialien als Zeichen des Euergetismus, Statuen und Porträts von Kaisern und städtischen Honoratioren) an ausgewählten Beispielen herausgearbeitet werden und dabei auch ein Blick auf die *Narbonensis* als Heimat führender Beamter in der Reichsverwaltung geworfen werden, die Darstellung der einzelnen Städte wird jedoch mehr punktuell in Hinblick auf einzelne Monumente und Funde dargeboten. Das gilt für *Narbo* mit der Tempelanlage für die Versammlung der Delegierten aus den *civitates*, mit seinem Amphitheater und dem Fund einer *lex de flaminio Provinciae Narbonensis*, das gilt aber auch für die Besprechung der Amphitheater in anderen Städten (Arles, Nîmes und einem Vergleich der beiden Monumente, aber auch Orange), für die Ausstattung mit Thermen und die Nutzung der gerade in Südfrankreich zahlreichen Heilquellen, für die Zirkusanlagen und Stadien.

Unter der Überschrift „Sekundäre Ansiedlungen und Streusiedlungen“ wird eine Auswahl aus den zahlreichen im Umland und Hinterland der größeren Städte gelegenen Örtlichkeiten gegeben, die als Straßenstationen dienten oder mit der Landwirtschaft in Verbindung standen. Der Zuwachs an Erkenntnis war in den letzten Jahrzehnten besonders groß, aber nicht immer konnten die Funde einem bestimmten Typus (*vicus, villa*) zugeordnet werden. Ausführlicher besprochen werden die Fundstätten von Murviel-lès-Montpellier, Aix-les Bains, Ambrussum und Vernègues.

Daran schließt das Kapitel „Wohnen in der Stadt“ an, das der Entwicklung der Stadthäuser gewidmet ist, die sowohl an hellenistischen wie an italienischen Haustypen anknüpfen. Erst in diesem Zusammenhang wird auf Ensérune (vgl. oben S. 38) näher eingegangen. Es folgt die Besprechung von Haustypen in Narbonne, Vaison-la-Romaine, Saint-Romain-en-Gal, Orange, Aix-en-Provence, Vienne, Alba-la-Romaine.

Mit dem Kapitel „Strukturierung der Landwirtschaft: Centuriationen und Villen“ wird die Besprechung des Siedlungswesens abgeschlossen. Schon mehrfach war im Laufe der Abhandlung die Aufteilung der Landflächen durch Centuriationen erwähnt worden, wie sie sich in dem berühmten Kataster von Orange widerspiegelt. Die damit zusammenhängende Problematik und die verschiedenen Positionen der Spezialforschung werden jetzt zusammenfassend dargestellt. Die *villa* wird verstanden als „Grundeinheit der Villenwirtschaft“ (S. 106), wobei die Problematik des mehrdeutigen Begriffs hervorgehoben wird. Näher besprochen werden Anlage und Wirtschaftsbetrieb der Villa von Les Prés-Bas bei Loupian, die noch am Anfang des 5. Jahrhunderts ausgebaut wurde. Ihre Mosaiken gehören ohne Zweifel zu den hervorragenden Monumenten der Region.¹⁶ Im Dép. Var sind die Villen von Calavaire-sur-Mer und die *villa maritima* von Sain-Cyr-sur-Mer von besonderer Bedeutung.

Den zivilisatorischen Aspekten im weitesten Umfang widmet sich das Kapitel „Grabarchitektur, Wirtschaft, Religion und Gesellschaft“. Nach einleitenden Bemerkungen über die soziale Funktion der Grabmonumente werden die italisch/hellenistisch beeinflussten Reste von Grabmonumenten im Musée Lamourguier in Narbonne kurz angesprochen, sie werden abgelöst von den Denkmälern der augusteischen Zeit mit Rankenfriesdekor, die besonders in Nîmes vertreten sind. Das schon mehrmals erwähnte Grabmonument der Julier in Glanum wird hier nochmals im Zusammenhang besprochen, ebenso der Pont Flavien als monumentaler Eingang zu einem heute verschwundenen Mausoleum (S. 117). Vom 2. Jahrhundert an finden im Zusammenhang mit der Körperbestattung die Sarkophage ihre Verbreitung. Dabei spielen die heidnischen Sarkophage im Verhältnis zu den christlichen sicher eine geringere Rolle, wie der Bestand des Musée in Arles zeigt. Der Abschnitt über „die Wirtschaft bis zum 3. Jahrhundert n. Chr.“ gibt einen Überblick über die Landwirtschaft und die handwerklichen Aktivitäten: Weinbau und Amphorenproduktion, Schafzucht in der Crau, Mühlenanlage von Barbegal (zur Beschreibung sind die Abbildungen bei Droste, Arles S. 65 heranzuziehen), Keramikproduktion, Metallurgie. Ausgehend von den im Text schon mehrfach erwähnten Kaiserkulten wird ein Blick auf die zahlreichen lokalen Gottheiten und die *interpretatio Celtica* römischer Gottheiten geworfen, die in zahlreichen Beinamen zum Ausdruck kommt. Auch die in der Kaiserzeit verbreiteten Kulte orientalischer Gottheiten sind in der *Narbonensis* vertreten.

Abgeschlossen wird dieser Teil durch das Kapitel „Der Aufstieg der Eliten durch die Bildung“. Ein gewisses klassisches Bildungsniveau läßt sich an frühkaiserzeitlichen Denkmälern ablesen. Allgemeine Bemerkungen zum Bildungswesen in der Provinz leiten über zur Bedeutung Marseilles als „Athen des Westens“, wie sie uns in den Zeugnissen antiker Autoren, insbesondere in

16 Der in Abb. 87 gezeigte Ausschnitt vermittelt nur einen bescheidenen Eindruck davon.

der *Agricola-Vita* des Tacitus, entgegentritt. Während dessen Herkunft aus der *Gallia Narbonensis* nur vermutet werden kann, sind Pompeius Trogus und Favorinus von Arelate zwei Vertreter der lateinischen Literatur, von deren Werken wir uns eine Vorstellung machen können. Aber sie und andere wie Varro vom Atax wirkten vornehmlich außerhalb ihrer Heimat. Eine literarische Provinz ersten Ranges wird Südfrankreich dagegen erst in der Spätantike mit einer umfangreichen christlichen Literatur (s. u.).

Der knappe „Ausblick“ (S. 137–140) beschäftigt sich nur mit den Veränderungen des 3. Jahrhunderts. Selbstverständlich hatten die Errichtung des Gallischen Sonderreichs und die Gefährdung der Rhein- und Donaugrenze auch ihre Auswirkungen in Südfrankreich. An der Topographie von Arles und anderer Städte läßt sich diese Veränderung ebenso beobachten wie an der Entwicklung der Landwirtschaft. Ohne Zweifel geht die Blütezeit der Provinz im 3. Jahrhundert, bedingt durch wiederholte Einfälle germanischer Stämme, zu Ende. Konzentriert auf die Geschichte der Provinz bis zu ihrer Teilung unter Diokletian, beendet der Autor seine Darstellung allerdings zu einem Zeitpunkt, als noch nicht einmal der Name der Provinz getilgt war.

Die Neuordnung der Provinzen unter Diokletian schuf auf dem Gebiet der alten *Narbonensis* (von West nach Ost) die neuen, verkleinerten Verwaltungseinheiten *Narbonensis I*, *Vienensis*, *Narbonensis II*. Je deutlicher gegen Ende des 4. Jahrhunderts die Rheingrenze bedroht und der Norden Frankreichs dem Eindringen der Stämme aus dem Osten ausgesetzt war, umso mehr wurde das Gebiet der alten *Narbonensis* administrativer und geistiger Kristallisationspunkt.¹⁷ Da dieser Aspekt ausgeblendet bleibt, erfährt man eher nebenbei von der administrativen Bedeutung von Vienne nach der diokletianischen Reform (S. 87). Die Bedeutung von Arles, Tagungsort von Synoden seit Konstantinischer Zeit (314), weist zwar ein verkleinertes Stadtgebiet auf, erhält aber gleichzeitig imposante Neubauten. Seit der Mitte des 4. Jahrhunderts wird das geistige und kulturelle Leben immer stärker von dem sich ausbreitenden Christentum bestimmt, zunächst in den Städten, gegen Ende des Jahrhunderts aber auch auf dem Lande. Einige Hinweise müssen genügen: Anfang des 5. Jahrhunderts gründet Honoratus auf Lerins ein Kloster, „das zur großen Pflanzstätte für den Klerus Südgalliens werden sollte“.¹⁸ Vincentius, Hilarius, später Bischof von Arles, Julianus Pomerius und Caesarius gingen daraus hervor oder wirkten dort. Arles, Marseille und Vienne bleiben geistliche Zentren. Cassianus gründet um 415 in Marseille ein Männer- und Frauenkloster und verfaßt wichtige monastische Schriften. Salvianus, der ebenfalls in das Kloster Lerins eintrat und später in Marseille wirkte, ist mit seinen 8 Büchern *De gubernatione dei* der Autor einer auch kulturgeschichtlich wichtigen Schrift, in der der

17 Einen Gesamtüberblick gibt R. Klein: Das südliche Gallien in spätantiker Zeit. *Gymnasium* 98, 1991, 352–380.

18 Fr. Prinz: Frühes Mönchtum im Frankenreich. Darmstadt 1988², 47.

Untergang des *Imperium Romanum* reflektiert wird und in der sich das ganze Elend der Völkerwanderungszeit widerspiegelt. Durch Briefe, Predigten und ein biblisches Epos wirbt Avitus für den katholischen Glauben. Dazu kommen die Zeugnisse der Architektur und bildenden Kunst.¹⁹ Somit gehört die Christianisierung der Provinz ebenso zur Vollständigkeit des Bildes wie die Frage, welche Nachwirkungen von da aus besonders auf die materielle und geistige Kultur des Midi ausgegangen sind. Sind doch die prächtigen Portalanlagen etwa von St-Trophime in Arles oder von St-Gilles nicht ohne die vor Ort vorhandenen Vorbilder denkbar.²⁰

Abschließend sei noch auf einige Punkte hingewiesen, die bei einer wünschenswerten Neuauflage verbessert werden könnten:

Die nach Themen gegliederte kleinteilige Bibliographie ist auch für den Fachwissenschaftler nur mit Schwierigkeiten zu handhaben, da Hinweise auf Forschungspositionen im Text nicht immer eindeutig der Sekundärliteratur zugeordnet werden können; für andere Leser sind sie sowieso entbehrlich. Bei der Nennung von Gelehrten ist häufig nicht klar, welches Werk gemeint ist, v. a. wenn der betreffende Name nicht im Literaturverzeichnis erscheint (z. B. S. 8 Nickels). Nicht selten werden auch abweichende Ansichten ohne nähere Angaben zitiert (z. B. S. 48). Spätestens hier macht sich das Fehlen von Fuß- oder Endnoten, wie sie andere Bände der Reihe bieten, sehr unangenehm bemerkbar.

Bei Hinweisen auf antike Quellen fehlen gelegentlich genaue Angaben (S. 29 zu Cicero), andere sind fehlerhaft (S. 18 recte: Lucan . . . 3, 298 ff.) oder unvollständig (S. 9 die Stellenangaben zu Polybios [2, 19, 1] und Livius [21, 20], S. 16 zu Diodoros 34 [23]). Ungewöhnlich ist der Begriff Reduktion/*reductio* (S. 16, 18) für die Einrichtung einer Provinz, was Livius mit *redigere in formam provinciae* umschreibt; gemeint ist wohl *deductio* (S. 40). *Brigantio* (S. 21) ist Briançon, nicht Besançon. Ambrussum wird „im südöstlichen Teil der Stadt Nîmes“ lokalisiert, ist jedoch tatsächlich 20 km entfernt. In der Legende zu Abb. 109 muß es korrekt „La Verrerie“ heißen.

Zeittafel und Glossar zu Begriffen wie *pomerium*, *mutuli*, Biegelkymatien (S. 41; weiteres S. 46) wären für den nicht fachkundigen Leser hilfreich. Offensichtlich rechnet

19 Einige Beispiele der reichhaltigen Sarkophagbestände in Arles zeigt Droste 147 f. Vgl. zum Gesamtbestand der südfranzösischen frühchristlichen Sarkophage Guntram Koch: Frühchristliche Sarkophage. München 2000. Die große Nachfrage nach Sarkophagen in konstantinischer und theodosianischer Zeit führt zu einer umfangreichen lokalen Produktion (Koch S. 501); auch das ist ein Zeichen kultureller Kontinuität. Weitere neuere Literatur zu dieser Denkmälergruppe bei Droste, Anm. 126.

20 Bernhard Rupprecht: Romanische Skulptur in Frankreich. Darmstadt 1984², 61: „Die Fassaden in Saint-Gilles und Arles – selbst christliche Triumphalskulptur – stellen eine mittelalterliche Interpretation antiker Bauten als christlich-imperialer Monumente dar.“

der Autor in der guten Tradition der französischen Altertumswissenschaft zumindest mit Lateinkenntnissen seiner Leser, wenn er ohne Zögern von *amoenitas urbis*, *dignitas*, *lex provinciae*, *negotiatores*, *peregrini*, *civitas*, *Italia verius quam provincia* usw. spricht. Der Rezensent bezweifelt, ob ein Teil der deutschen Leserschaft heute noch in der Lage ist, diese Ausdrücke zu verstehen. Ein Stellenregister der antiken Autoren und Inschriften fehlt ebenso wie Publikationshinweise, z. B. zur *Tabula Siarensis* S. 50 (vorbildlich Marek und Brandt/Kolb, wie Anm. 1). Unzulänglich sind die in Abb. 1 und 11 wiedergegebenen Karten, in Abb. 5 sollten die Ziffern der Karte in der Legende aufgelöst werden. Wünschenswert wäre auch ein Stellenindex, in dem v. a. die dankenswerterweise wiederholt zitierten Inschriften erfaßt sein könnten. Der Text der Übersetzung von Yves Gautier wirkt nicht selten spröde. Zwar grammatikalisch einwandfrei, ist die Syntax geprägt durch lange Perioden und überfrachtete Para- und Hypotaxen.²¹

So läßt der Band bei aller ansprechenden Gestaltung und trotz seines profunden Inhalts doch einige Wünsche offen. Nicht nur interessierte Altertumswissenschaftler, sondern auch die zahlreichen Freunde des Midi werden den Band in überarbeiteter Form sicher begrüßen.

Joachim Gruber, Erlangen
joachim.gruber@nefkom.net

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

21 Die Semantik ist weitgehend adäquat; merkwürdig „Thau-Teich“ (S. 93, 107, 109; „Teichufer“ S. 108) für „Bassin du Thau“; „Bergwerke“ von Carrara (S. 40).

Francisco Rodriguez Adrados: *Greek Wisdom Literature and the Middle Ages. The lost Greek Models and Their Arabic and Castilian Translations*. Aus dem Spanischen übersetzt von Joyce Greer. Bern u. a.: Peter Lang 2009 (Sapheneia 14). XIV, 392 S. 1 Taf. EUR 69.50. ISBN 978-3-03911-752-9.

Francisco R. Adrados gehört zu den weltweit führenden Forschern auf dem Gebiet der antiken Weisheitsliteratur. Zahlreiche Publikationen vor allem zur Fabel oder zum Äsoproman belegen dies zur Genüge. In diesem Kontext ist auch die vorliegende Studie zu sehen, die englische Übersetzung des bereits 2001 auf Spanisch erschienenen Buches „Modelos griegos de la sabiduría castellana y europea“.

Wie dem Titel auch zu entnehmen ist, geht es dem Autor dabei grundsätzlich um zwei Dinge: zum einen um die Rezeption antiker Weisheitsliteratur im Mittelalter, zum anderen um die Auswertung dieser späten Quellen im Hinblick auf die Rekonstruktion verlorener (spät-)antiker Quellen (vgl. S. 1: „the lost Greek models can be reconstructed to a certain extent“).

Zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung hat Adrados vier kastilische Werke aus dem 13. Jh. gewählt, bei denen es sich um zwei Spruchsammlungen/Gnomologien (*Libro de los Buenos Proverbios; Bocados de Oro*), einen Fürstenspiegel (*Poridad de las Poridades*) und eine novellenartige Biographie (*La donzella Teodor*) handelt, die jeweils auf arabische Quellen zurückgehen. Dem Verfasser geht es nun darum, die griechische Herkunft dieser vier Werke herauszuarbeiten, die seiner Ansicht nach ihre endgültige Form im Syrien des 6.–7. Jhs. angenommen haben. Konkreter Anlass für dieses Thema war für den Autor neben den eigenen Interessen auf diesem Gebiet (S. 7) die Tatsache, dass unter Altertumswissenschaftlern wenig bekannt ist, dass sich antike Weisheitsliteratur auch in arabischen bzw. kastilischen Quellen erhalten hat (S. 11f.). Darüberhinaus scheint seine Studie aber auch an Mediävisten gerichtet zu sein, da er verschiedentlich darauf hinweist, dass in der Sekundärliteratur über den orientalischen Einfluss in diesen kastilischen Schriften gesprochen wird, ohne dass sich die jeweiligen Verfasser darüber im Klaren sind, dass sie es hier in erster Linie mit griechischen Quellen zu tun haben (S. 1f.).

Nach einem Vorwort (S. IX–XIII) bietet Adrados in Kapitel 1 (S. 1–40) einleitende Bemerkungen zur Zielsetzung der Studie, zu den vier kastilischen Textzeugen und zur möglichen Herkunft der griechischen Quellen. In Kapitel 2 (S. 40–98), welches nach Meinung des Rezensenten das mit Abstand beste des Buches ist, gibt er einen Überblick über die antike Weisheitsliteratur, wobei er den Schwerpunkt auf Biographien und vor allem Gnomologien legt. Dieser Überblick dient in erster Linie dazu zu zeigen, welche antiken Traditionen man bei einer Untersuchung dieser vier kastilischen Werke überhaupt in Rechnung stellen muss. Dabei arbeitet er überzeugend verschiedene Phasen (hel-

lenistisch, kaiserzeitlich, spätantik) und Einflüsse (christlich) heraus und zeigt zudem auf, wie sich die Gestaltungsprinzipien der beiden Genera Biographie und Gnomologium im Laufe der Zeiten änderten. Dieses Kapitel ist so konzise wie ertragreich. Adrados kann hier seine ganze Gelehrtheit und Erfahrung auf diesem Gebiet präsentieren. Jede weitere moderne Auseinandersetzung mit diesem Thema muss von diesen knapp 60 Seiten ausgehen. Während also dieses zweite Kapitel einen allgemeinen Überblick über die antiken Traditionen bietet, werden in Kapitel 3–6 konkrete Beispiele aus den vier kastilischen Werken unter der Fragestellung der antiken Herkunft analysiert. In Kapitel 3 (S. 99–162) beginnt der Verfasser mit den Sprüchen und biographischen Nachrichten über Aristoteles und Alexander den Großen. Adrados ist unbedingt darin zuzustimmen, dass byzantinische Entwicklungen wie der nur auf Arabisch erhaltene Alexanderbriefroman für die spätere mittelalterliche Tradition des Makedonenherrschers in Rechnung zu stellen sind (S. 136–140). Vieles weitere kann er wahrscheinlich machen, doch sichere Beweise fehlen. Ergänzend sollte man daher die jüngst erschienene ausführliche Studie von Faustina Doufkar-Aerts über die arabische Tradition des Makedonenherrschers hinzuziehen, die hier wohl für mehr Klarheit sorgen kann.¹ Unbefriedigend bleibt dagegen Adrados' Behandlung der Aristotelesprüche, die unverständlicherweise ohne Berücksichtigung der Studie von D. Searby erfolgt ist.² Thema des vierten Kapitels (S. 163–183) sind neupythagoreische, hermetische und christliche Einflüsse in den vier Werken, während es in Kapitel 5 (S. 185–236) und 6 (S. 237–267) um die Philosophen Sokrates, Platon und Diogenes geht. Einen besonderen Schwerpunkt legt er in diesem Zusammenhang auf die Figur des Sokrates. Dabei präsentiert er zunächst 280 seiner griechischen Sprüche in Übersetzung und vergleicht diese mit ihren Pendanten aus den vier kastilischen Werken. Adrados möchte auf diese Weise nicht nur veranschaulichen, dass diese vier mittelalterlichen Werke auf griechischen Traditionen beruhen, sondern auch eine Methode an die Hand geben, wie man diesen Nachweis führen kann. Interessant sind seine Beobachtungen zum Inhalt und zum Tenor dieser Sokratessprüche. Auf der Basis dieser beiden Aspekte gelingt es ihm überzeugend herauszuarbeiten, dass sich die Sprüche des *Gnomologium Vaticanum* von denen bei Stobaios und Diogenes Laertios unterscheiden, d. h. auf anderen Traditionen beruhen. Zudem weisen gerade in der arabisch-kastilischen Tradition nicht wenige Sprüche einen christlich-asketischen Tenor auf, der uns wiederum auf griechischer Seite zumindest in diesem Maße nicht fassbar ist (S. 216). Auf diese Weise wird dem Benutzer leicht ersichtlich, welchen Einflüssen die antike Weisheitsliteratur aus-

- 1 Alexander Magnus Arabicus: A survey of the Alexander tradition through seven centuries; from Pseudo-Callisthenes to Šūrī, Paris u.a. 2010 (Mediaevalia Groningana, N. S. 13).
- 2 D. M. Searby: Aristotle in the Greek gnomological tradition. Uppsala 1998 (Acta Universitatis Upsaliensis 19).

gesetzt war und wie heterogen selbst so kleine Texteinheiten wie Sprüche gestaltet sein konnten. Kapitel 7 (S. 269–303) widmet sich denjenigen Weisen im *Libro de los Buenos Proverbios* und in den *Bocados de Oro*, von denen bisher nicht die Rede war (Solon, Hippokrates, Zenon, Galen usw.), wobei der Verfasser auch hier entweder über bekannte griechische Parallelen oder über den Tenor bzw. den Inhalt der Sprüche die antike Herkunft wahrscheinlich zu machen versucht. Dasselbe Verfahren wendet Adrados in Kapitel 8 (S. 305–328) für die beiden anderen Schriften *Poridad de las Poridades* und *La donzella Teodor* an. In einer Zusammenfassung (S. 331–343) bringt er seine wichtigsten Ergebnisse noch einmal auf den Punkt. Da es sich bei diesem Buch, wie einleitend gesagt, um eine Übersetzung, also sozusagen um einen Nachdruck handelt, bietet er abschließend noch einige Addenda (S. 345–373). Diese umfassen erstens seine eigenen Kommentare zu Rezensionen des spanischen Originals oder zu Publikationen, die mit dem Thema eng verwandt sind, zweitens weitere Veröffentlichungen des Verfassers zum Thema und drittens neuere Sekundärliteratur, die die ursprüngliche Literaturliste (S. 375–384) ergänzt. Ein Index (S. 385–392) beschließt das Buch.

Dass diese vier kastilischen Werke *Libro de los Buenos Proverbios*, *Bocados de Oro*, *Poridad de las Poridades* und *La donzella Teodor* zu großen Teilen auf griechischen Quellen basieren, geht aus Adrados' Studie deutlich hervor. Der Befund ist zum Teil derart offenkundig, dass ihn niemand in Zweifel ziehen dürfte. Hier zeigt sich einmal mehr, dass mittelalterliche Quellen zahlreiche Inhalte bewahrt haben, die uns im Griechischen (oder auch Lateinischen) verloren sind, und somit das Wissen über die (Spät-)Antike beträchtlich erweitern können (vgl. S. 298). Vor diesem Hintergrund ist sein Ansatz also als erfolgreich zu bewerten.

Gleichwohl sei auf ein grundsätzliches methodisches Problem dieser Studie hingewiesen. Der Umgang des Verfassers mit den arabischen Quellen, die ja das Bindeglied zwischen den griechischen (oder syrischen) und kastilischen Fassungen darstellen, ist als extrem problematisch zu bewerten. So verwundert es doch sehr, dass diese bei der Untersuchung völlig ausgeklammert werden und auch die entsprechende graeco-arabistische bzw. orientalische Sekundärliteratur nur rudimentär berücksichtigt wird. Der Rezensent ist sich des Problems bewusst, dass rezeptionsgeschichtliche Ansätze wie dieser nicht nur besondere Sprachkenntnisse, sondern zudem auch Erfahrung mit einer zum Teil doch sehr speziellen Materie erfordern. Es ist daher geradezu notwendig, dass man sich als Altertumswissenschaftler in diesem Fall einen kundigen Graeco-Arabisten an die Seite nimmt, um nicht Fehler zu begehen, die letztlich die Substanz und damit auch den eigentlich vielversprechenden Ansatz des Werkes berühren.

Zunächst einmal stimmen seine Beschreibungen der arabischen Werke und ihrer Autoren zu großen Teilen nicht. Al-Mubaššir ibn Fātik war kein Überset-

zer (s. S. X, S. 13; 22; 301 u. ö.),³ er hatte demnach für sein Muḥtar al-ḥikam – die Vorlage der *Bocados de Oro* – keine griechischen, sondern lediglich arabische Quellen vorliegen, zu denen wahrscheinlich auch die *Ādāb al-falāsifa* – die Vorlage des *Libro de los Buenos Proverbios* – gehören. Woher Adrados die Information hat, dass sich die griechisch-syrisch-arabische Übersetzungsbewegung auf das 11. Jh., also auf die Lebenszeit al-Mubaššir erstreckt, bleibt unklar. Des Weiteren ist das *Sirr al-asrār* – die Vorlage von *Poridad de las Poridades* – nach dem gegenwärtigen Forschungsstand keineswegs die Übersetzung eines griechischen Textes, sondern gilt als Kompilation eines arabischen Verfassers, der neben griechischen z. B. auch orientalische und indische Quellen herangezogen hat.⁴ Adrados kennt zwar diese Theorie der orientalischen Herkunft (S. 308), lehnt sie jedoch mit Hinweis auf die überall sichtbaren griechischen Quellen in diesem Werk als spekulativ ab. Daraus ist zu schließen, dass sich für ihn die Kompilation eines arabischen Autors in genuin arabischen oder gar religiös-islamischen Elementen manifestieren müsste. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Gerade im Mittelalter hatten griechische Inhalte einen derart hohen Stellenwert, dass arabische Autoren aus den ihnen vorliegenden Übersetzungen eigene Werke kompilierten. Das gerade schon erwähnte Muḥtar al-ḥikam al-Mubaššir ibn Fātiks ist ein anschauliches Beispiel dafür, manches andere ließe sich noch nennen. Dass Adrados nicht wusste, dass auch die *Ādāb al-falāsifa* aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Übersetzung Ḥunayn darstellen, sondern die Zusammenstellung eines nicht näher bekannten al-Anṣārī sind, und dass hier neben griechischen auch persische Inhalte in großem Stil integriert worden sind, ist ihm dagegen nicht anzulasten, da diese Erkenntnis erst jüngst veröffentlicht wurde.⁵ Daraus folgt zwangsläufig, dass zumindest die drei genannten Schriften weder unmittelbar auf griechische Quellen zurückgehen noch als Ganzes eine griechische Vorlage wiedergeben, sondern eigenständig griechische mit nichtgriechischen Traditionen vermischt. Es ist folglich ebenfalls

3 Siehe z. B. D. Gutas: Pre-Plotinian philosophy in Arabic. ANRW II 36.7, 1994, S. 4951.

4 Siehe zusammenfassend M. Zonta: Pseudo-Aristote, Secretum secretorum, in: Dictionnaire des Philosophes Antiques, Supplement, Paris 2003, S. 648 f., und S. J. Williams: The Secret of Secrets. The scholarly career of a pseudo-Aristotelian text in the Latin Middle Ages. Ann Arbor 2003, S. 17 f.

5 M. Zakeri: *Ādāb al-falāsifa*. The Persian content of an Arabic collection of aphorisms, in: Melanges de l'Université de Saint Joseph 57, 2004, S. 173–190. Für die *Ādāb al-falāsifa* hat der Kompilator verschiedene Quellen benutzt, zu der auch ein Werk des Übersetzers Ḥunayn gehörte. In etwas missverständlicher Weise hat er allerdings die Autorangabe „Ḥunayn“ sowie dessen Beschreibungen griechischer Handschriften aus der entsprechenden Quelle mit übernommen, was dann in der modernen Forschung dazu geführt hat, dass man diese Angaben auf das ganze Werk bezogen hat.

nicht wahr, dass „all, or almost all of the materials translated are of Greek origin“ (S. 6). Dieser Hintergrund ist für die Bewertung dieser Schriften von essentieller Bedeutung.

Adrados diskutiert Inhalt und Aufbau der verlorenen griechischen Quellen einzig auf der Basis der kastilischen Übersetzungen, nicht auf deren arabischen Vorlagen. Es macht jedoch wenig Sinn, sich in dieser Hinsicht auf ein sekundäres Textzeugnis zu stützen, da dies nur unnötig Probleme heraufbeschwört. So muss er beispielsweise die Lemmata *Medargis* und *Thesileus* in den *Bocados de Oro* mit einem Fragezeichen versehen (S. 289; 290), dabei zeigt ein Blick in die arabischen Vorlagen, dass es sich hier um den persischen Weisen Mahādargīs und den Kirchenvater Basileios handelt. Dass dieses Verfahren sogar zu weitreichenden Fehlschlüssen führen kann, soll beispielhaft der folgende Fall zeigen: Nach dem *Libro de los Buenos Proverbios* entsteht tatsächlich der Eindruck, dass die Intention der *Ādāb al-falāsifa* darin besteht, das Leben Alexander des Großen und seine Art der Regentschaft zu thematisieren und dass die Sprüche des Diogenes, Pythagoras oder Hippokrates lediglich eine Appendix darstellen (S. 16–18; S. 335). Dieser Eindruck konnte allerdings nur dadurch entstehen, dass der kastilische Übersetzer ganze Passagen aus der arabischen Vorlage ausgelassen hat. Schaut man sich das Original an, so wird unmittelbar ersichtlich, dass die Sprüche und Biographica Alexanders zwar auch hier eine bedeutende, keineswegs aber die zentrale Rolle spielen. (Ein Blick in die deutsche Übersetzung der hebräischen Fassung hätte ihm diese Auslassungen bereits signalisieren können.)⁶ Vielmehr geht es dem Kompilator der *Ādāb al-falāsifa* um die Bedeutung der Philosophie, die er nicht nur mit Hilfe von Sprüchen unterschiedlicher Weiser, sondern auch mit einleitenden Anekdoten sowie Beschreibungen der Philosophenschulen veranschaulichen wollte.⁷

Wie konnte es zu dieser Akzentverschiebung in der kastilischen Fassung kommen? Der Grund liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, dass mit Alfons X. ein Herrscher diese kastilischen Übersetzungen in Auftrag gab. Es sollte ganz offensichtlich ein Bezug zwischen seiner Person und Alexander dem Großen hergestellt werden (vgl. S. 168). Nun liegt es natürlich nahe, davon auszugehen, dass dieser Hintergrund auch Auswirkungen auf die beiden kastilischen Übersetzungen *Poridad de las Poridades* und *La donzella Teodor* gehabt hat, denn auch in diesen Texten spielt die Figur des Herrschers eine zentrale Rolle. Zumindest wäre es notwendig gewesen, dieser Frage nachzugehen. Von den kasti-

6 Siehe Ḥonein Ibn Ishāq, Sinnsprüche der Philosophen nach der hebräischen Übersetzung Charisi's, v. A. Loewenthal, Berlin 1896.

7 Siehe O. Overwien: Ḥunayn b. Ishāq, *Ādāb al-falāsifa*. Griechische Inhalte in einer arabischen Spruchsammlung, in: *Selecta colligere*, I. Akten des Kolloquiums (Jena, 21.–23. November 2002) „Sammeln, Neuordnen, Neues Schaffen. Methoden der Überlieferung von Texten in der Spätantike und in Byzanz“ (Hellenica 11), hrsg. v. R. Piccione, M. Perkams, Alessandria 2003, S. 95–115.

lischen Übersetzungen jedoch auf die griechischen Fassungen zu schließen, ohne diesen Hintergrund auch nur in Erwägung zu ziehen, ist methodisch fragwürdig und kann, wie gesehen, zu falschen Schlussfolgerungen führen. Insofern müssen Adrados' Aussagen über Aufbau, Inhalt und Intention der griechischen Vorlagen unter großem Vorbehalt gesehen werden. Erst eine entsprechende Auswertung der arabischen Fassungen kann in dieser Hinsicht substantiell zu Ergebnissen führen. Natürlich sollte man dafür die kastilischen Übersetzungen ergänzend, sozusagen in der Funktion einer weiteren Handschrift heranziehen, dies gälte dann aber in gleicher Weise auch für die zahlreichen anderen orientalischen und europäischen Wiedergaben, die für diese Werke bekannt sind.⁸

Wie beschrieben, versucht Adrados zahlreiche Abschnitte auf griechische Quellen zurückzuführen. Unverständlicherweise ignoriert er dabei jedoch große Teile der graeco-arabistischen Forschungsliteratur, die auf diesem Gebiet schon Beachtliches geleistet hat. Insbesondere seine Ausführungen zu den *Bocados de Oro* zeigen dies, in denen er bereits erkannte griechische Vorlagen unerwähnt lässt: Die Biographie des Aristoteles geht auf die im Griechischen verlorene Vita des Ptolemaios zurück (vgl. S. 110).⁹ Das Hippokrateskapitel (vgl. S. 283–284) enthält unter anderem Abschnitte aus den Aphorismen und zudem auch der Hippokrateslegende, wie sie uns in den pseudepigraphen Hippokratesbriefen entgegentritt.¹⁰ Die Biographie Zenons, bei dem es sich im vorliegenden Fall nicht, wie Adrados meint, um den Begründer der Stoa handelt, stammt aus der *Philosophos Historia* des Porphyrios (vgl. S. 285).¹¹ Der Abschnitt *Gregorios* enthält das *Carmen morale* XXX des Gregor von Nazianz (vgl. S. 287–288).¹²

8 Adrados scheint sich dieses Problemes im Übrigen auch gar nicht bewusst zu sein. Dies ist jedenfalls seiner Rezension meines Buches „Die Sprüche des Kynikers Diogenes in der griechischen und arabischen Überlieferung“, Stuttgart 2005 (Hermes Einzelschriften 92), zu entnehmen, in der er anmerkt, dass ich zwar die *Ādāb al-falāsifa* und das *Muḥtar al-ḥikam* berücksichtigt habe, nicht aber deren kastilische Übersetzungen (S. 355). Abgesehen davon, dass ich diese sehr wohl anführe, weise ich ausdrücklich darauf hin, dass sie kein weiteres Material liefern, was über das arabische hinausgeht. Sie sind demnach für die Rekonstruktion des arabischen Textes bzw. der griechischen Vorlage wertlos.

9 Siehe D. Gutas: *The spurious and the authentic in the Arabic Lives of Aristotle*, in: *Pseudo-Aristotle in the Middle Ages. The Theology and other texts*, ed. by R. W. Francis, K. Jill, and Ch. Bernard. London 1986, S. 25–28.

10 Siehe J. R. Pinault: *Hippocratic Lives and Legends*. Leiden u. a. 1992 (Studies in Ancient Medicine 4).

11 Siehe F. Rosenthal: *Arabische Nachrichten über Zenon den Eleaten*. *Orientalia* 6, 1937, S. 21–67.

12 Siehe M. Ullmann: *Die arabische Übersetzung der sogenannten Menandersentzenen*. Wiesbaden 1961 (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 34.1), S. 74–80.

Die Abschnitte *Assaron* und *Enesius* scheinen dagegen Zusätze des kastilischen Übersetzers zu sein, zumindest finden sie sich nicht im arabischen Original (vgl. S. 288–289).¹³ Recht hat Adrados allerdings mit seiner Einschätzung, dass das Homerkapitel tatsächlich keine Menandersentenzen enthält (S. 282 Anm. 5).¹⁴ Für die Sokratessprüche (S. 213–222) hätte er außerdem das nach Themen geordnete und in englischer Übersetzung präsentierte arabische Material von I. Alon berücksichtigen müssen.¹⁵

In diesem Kontext der arabischen Tradition ist schließlich auch die These von Adrados zu sehen, dass die Herkunft der griechischen Quellen im Syrien des 6.–7. Jhs. zu suchen sei (S. X). Auch dieser Ansicht ist nicht vorbehaltlos zuzustimmen. Sicherlich gibt ein Großteil der syrisch-arabischen Übersetzungen den Textzustand dieser Epoche und dieses geographischen Raumes wieder. Dies gilt insbesondere für die medizinischen und philosophischen Schriften, die in den spätantiken Universitäten wie z. B. der Schule von Alexandria gelesen wurden. Gleichwohl war dies nur eine Möglichkeit der Übertragung. Wir wissen z. B., dass der bekannte Übersetzer Ḥunayn ibn Ishāq im 9. Jh. von Bagdad nach Byzanz gereist war.¹⁶ Ist es ausgeschlossen, dass er oder auch irgendein anderer Reisender zwischen den Reichen entsprechende Texte popularphilosophischer Natur von dort mitbrachte? Davon ist um so mehr auszugehen, wenn man bedenkt, dass popularphilosophische Texte ja nicht nur an den spätantiken Universitäten und Klöstern kopiert und gelesen wurden, sondern sozusagen allgemeines Kulturgut darstellten, also eine vergleichsweise weite Verbreitung unter den Intellektuellen gefunden haben dürften, so dass sicherlich auch mit der Übermittlung über private Kanäle zu rechnen ist, die für uns heutzutage natürlich kaum noch fassbar ist.¹⁷ Dass mit dieser Art der Übermittlung tatsächlich zu rechnen ist, bestätigt uns Adrados sogar selbst. So konnte er zeigen, dass sich das kleine Gnomologium *Kitāb al-Muġtanā* des Ibn Durayd aus dem 9. Jh., das anders als die *Ādāb al-falāsifa* oder das *Muḥtar al-ḥikam* tatsächlich in seiner Gänze die Wiedergabe eines griechischen Originals darstellt,¹⁸ von den übrigen arabischen Spruchsammlungen im Tenor der Inhalte unterscheidet und eher mit den byzantinischen Gnomologien vergleichbar ist (S. 213; 262). Ganz offensichtlich wurde von den Übersetzern also nicht immer

13 Vgl. F. Rosenthal: *Al-Mubaššir b. Fātik*, in: *Encyclopaedia of Islam*, New edition, VII, 1993, Sp. 283a.

14 Siehe Ullmann (wie Anm. 12), S. 10.

15 *Socrates Arabus. Life and teachings*. Jerusalem 1995.

16 Siehe G. Strohmaier: *Homer in Bagdad*. *Byzantinoslavica* 41, 1980, S. 196–200.

17 Siehe dazu auch O. Overwien: *Humor aus der Antike in der mittelalterlichen arabischen Literatur*, in: *Humor in der arabischen Kultur/Humor in Arabic culture*, hrsg. v. G. Tamer, Berlin/New York 2009, S. 107 f.

18 Siehe Overwien (wie Anm. 8), S. 105 – 107.

der Weg über den christlich-asketischen Vorderen Orient gewählt, und es wäre vor diesem Hintergrund doch sehr gewagt, davon auszugehen, dass gerade in den zahlreiche Quellen und Traditionen vereinigenden Kompilationen *Ādāb al-falāsifa* und *Muḥtar al-ḥikam* keine byzantinischen Sammlungen des 8. oder 9. Jhs. Eingang gefunden hätten.

Die vorliegende Studie hinterlässt, insgesamt betrachtet, einen etwas zwiespältigen Eindruck. Auf der einen Seite enthält sie einen gelehrten Überblick über die antike Weisheitsliteratur. Auch die Methodik, mit der man in nicht-griechischen Texten grundsätzlich antike Inhalte herausarbeiten kann, verdient Beachtung. Es steht zu hoffen, dass diese Studie unter klassischen Philologen tatsächlich das Bewusstsein über das Vorhandensein antiker popularphilosophischer Inhalte im westlichen und orientalischen Mittelalter schärft. Allerdings ist diese Hoffnung auch mit einer gewissen Gefahr verbunden. Denn wenn man in einem weiteren Schritt ganz konkret entweder etwas über die verlorenen griechischen Quellen oder über die Art ihrer Übermittlung in den Orient oder auch über die den kastilischen Übersetzungen zugrundeliegenden arabischen Werke in Erfahrung bringen will, dann gibt die vorliegende Studie bisweilen nur unvollständig Auskunft und führt mitunter richtiggehend in die Irre.

Oliver Overwien, Berlin
oliver.overwien@gmx.de

Joachim Szidat: *Usurpator tanti nominis. Kaiser und Usurpator in der Spätantike (337–476 n. Chr.)*. Stuttgart: Steiner 2010 (Historia-Einzelschriften 210). 458 S. EUR 76.00. ISBN 978-3-515-09636-2.

Zur Usurpation in der römischen Kaiserzeit gibt es zahlreiche Publikationen, doch überwiegend zu Einzelfällen und weniger zu einer systematischen Erfassung dieser Versuche, auf irreguläre Weise eine Herrschaft zu übernehmen. Diesem Mangel will die Untersuchung von Joachim Szidat für den Zeitraum der Spätantike abhelfen, wobei sich der Autor auf die knapp eineinhalb Jahrhunderte vom Tode Konstantins d. Gr. und dessen Nachfolge durch die drei Söhne Konstantin II., Constans und Constantius II. im Jahre 337 bis zur Absetzung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus durch den Heermeister Odoaker 476 konzentriert. Mit seinen Forschungen zur Erhebung Julians¹ ist Szidat ein ausgewiesener Fachmann für das spätantike Kaisertum; darüber hinaus hat er sich in Aufsätzen und als Mitherausgeber eines wichtigen Sammelbandes² mit Usurpationen befaßt.

Szidat widmet sich dem Phänomen der Usurpation in einem Zeitraum, der durch „eine Mehrkaiserherrschaft auf vorwiegend dynastischer Grundlage“ (S. 19) gekennzeichnet ist und sich damit gegenüber dem dritten Jahrhundert und der Tetrarchenzeit ebenso wie gegenüber der Zeit nach dem Ende des weströmischen Kaisertums durch Gemeinsamkeiten abgrenzen läßt, die eine geschlossene Behandlung rechtfertigen. In der Einleitung stellt Szidat als mit der Untersuchung verfolgte Ziele heraus, nicht die einzelnen Usurpationen als individuelle Kaisererhebungen betrachten zu wollen, „sondern generelle Abläufe und ihre möglichen Varianten, die sich aus den überlieferten Fällen gewinnen lassen“ (S. 23). Damit beabsichtigt er die Formulierung von sozialen Verhaltensnormen und Regeln, also der Voraussetzungen institutioneller, politischer und gesellschaftlicher Art, die aus den Usurpationsvorgängen zu rekonstruieren sind, nicht die Untersuchung der rechtlichen Seite von Usurpationen bzw. Kaisererhebungen. Dem mentalitätsgeschichtlichen Aspekt der zeitgenössischen Wahrnehmung von Usurpationen gelten mit dem zweiten Kapitel nur einige grundsätzliche Beobachtungen zur Bewertung aus historisch-politischer Sicht.

Die eigentliche Untersuchung ist in den zwei folgenden großen Abschnitten ausgeführt: Zunächst geht es um den Kaiser und seine Herrschaft, sodann werden vor diesem Hintergrund die Usurpation als die andere Seite des Kaisertums und mit ihr zusammenhängende Fragen erörtert. Auf diese Weise kann

1 Vgl. Joachim Szidat: *Historischer Kommentar zu Ammianus Marcellinus Buch XXI-XXII*, 3 Bde. Wiesbaden 1977/1981/Stuttgart 1996 (Historia-Einzelschriften 31, 38, 89).

2 Vgl. François Paschoud u. Joachim Szidat (Hrsg.): *Usurpationen in der Spätantike. Akten des Kolloquiums „Staatsstreich und Staatlichkeit“*, 6.–10. März 1996, Solothurn/Bern. Stuttgart 1997 (Historia-Einzelschriften 111).

das Thema im Vergleich mit der als legitim geltenden, eingespielten Praxis der Herrschaftsübernahme im spätrömischen Reich zwischen 337 und 476 n. Chr. entfaltet werden, und die Besonderheiten des Usurpationswesens gewinnen an Profil, so daß Aussagen möglich werden, die größere Allgemeingültigkeit beanspruchen können als sie die Beobachtung von Einzelfällen erlauben.

Das römische Kaisertum in dem von Szidat untersuchten Zeitraum ist eine sich im Kooptationsverfahren ergänzende und als Einheit gedachte Mehrkaiserherrschaft auf dynastischer Grundlage, nicht allerdings im Sinne einer Erbmonarchie mit festem Verfahren zur Regelung der Thronfolge durch eine bestimmte Person als Nachfolger des Herrschers: „Die Frage, wer von den Familienmitgliedern zur Herrschaft gelangen sollte . . . , wurde nie grundsätzlich gelöst“ (S. 57). Für die Absicherung der Nachfolge wurde oftmals die Erhebung eines nominellen Mitkaisers, nicht eines Mitregenten gewählt, bei Vakanz in einem Reichsteil wurde ein Besetzungsvorschlag durch den verbleibenden Augustus des anderen Reichsteils erwartet. In den Reichsteilen entwickelte sich je ein eigenständiger *comitatus* mit einer eigenen zentralen Verwaltung, die der Mehrkaiserherrschaft als institutionelle Basis diente.

Auf dieser Grundlage untersucht Szidat die Übernahme der Herrschaft und mit ihr zusammenhängende Fragen. Dazu gehören das Erhebungszeremoniell mit den Aktivitäten der Wahlversammlung, deren Zusammensetzung und weitere Akte im Kontext mit der Bestätigung des Kaisers. Bei diesen Vorgängen kann ein im Osten bzw. Westen regierender Augustus als *auctor* eines neuen Herrschers fungieren. Wenn kein Kaiser vorhanden ist, der einen Kandidaten vorschlagen könnte, übernimmt diese Aufgabe eine Gruppe, „die mehrheitlich aus den höchsten zivilen Würdenträgern und militärischen Kommandanten gebildet ist“ (S. 102). Szidat überprüft an den Kaisererhebungen im Westen und Osten des Reiches das Gebaren und die Zusammensetzung der jeweiligen Führungsgruppen, um sodann ihre – informelle – Bedeutung zu ermessen. Er stellt das auch zahlenmäßig verifizierbare Gewicht der zivilen vor den militärischen Amtsträgern in diesen Führungsgruppen heraus; es kommt nicht zuletzt kaum zur Erhebung von Heermeistern zum Kaiser.

Weitere Unterkapitel gelten der Anerkennung des neu erhobenen Kaisers durch den oder die Amtskollegen und die wichtigen Gruppen von Armee und Verwaltung, Senat, Kirche und Volk sowie der Sicherung seiner Herrschaft in der Interaktion mit diesen Instanzen und vor allem der Führungsgruppe, in der insbesondere die zivilen Würdenträger vom Kaiser abhängig waren. Dabei spielte der dynastische Gedanke eine wichtige Rolle, verlor aber nach dem Ende der theodosianischen Dynastie im Osten (450) und im Westen (455) an Bedeutung.

Auf der Folie dieser Ausführungen zu der Kaiserherrschaft und ihren Grundlagen entwickelt Szidat sodann seine Ansichten zur Usurpation. Durch das Mehrkaisertum sind dabei Veränderungen in den Bedingungen und Zielen einer

Usurpation zu beachten. Der Usurpator suchte nach 337 in der Regel nicht mehr an die Stelle eines bislang regierenden Kaisers zu treten, sondern wollte die Teilhabe an der Herrschaft erreichen, bestritt damit aber den Umfang des Herrschaftsanspruchs eines regierenden Kaisers. Die Qualifikation einer Kaisererhebung als Usurpation ist allein darauf zurückzuführen, daß das vom Usurpator angestrebte Amt bereits besetzt war. Die Usurpationen fügten sich ansonsten in den vorhandenen institutionellen Rahmen des Römischen Reiches und dessen gesellschaftliche Ordnung ein, ohne daß mit ihnen grundsätzliche Veränderungen beabsichtigt gewesen wären. Von der unzureichenden Legitimation des regierenden Amtsinhabers in den Augen bestimmter Entscheidungsträger über die Einschätzung der Sicherheitslage als prekär oder der Fürsorge als mangelhaft abstrahiert Szidat aus den vorhandenen Fällen eine ganze Reihe von Gründen für die Usurpationen, unter denen Sicherheitsfragen und das Steuerwesen eine zentrale Rolle spielen.

Der Weg eines Usurpators zur Herrschaft vollzog sich daher im Grunde genauso wie der eines von vornherein als legitim geltenden Kaisers. Bei der Durchsetzung seines Anspruches hatte er allerdings vermehrt auf den oder die etablierten Konkurrenten zu achten. Um Aussicht auf Erfolg zu haben, mußte er daher bestimmte Voraussetzungen – Amt, Rang, Beziehungen zum *comitatus* und zur Bewegungsarmee – mitbringen, die die angestrebte Herrschaft politisch zu legitimieren halfen. Dem standen im potentiellen Führungskreis des Usurpators die Laufbahnerwartungen gegenüber, die aktive Mitarbeit als Belohnung in Aussicht zu stellen vermochte. Notwendige Folge einer Usurpation war die Auseinandersetzung mit dem Kaiser auf dem Verhandlungswege oder durch militärische Lösungen.

Nicht ganz unwichtig ist die Auswertung der Usurpationen im Hinblick auf die zur Auflösung des Westreiches führende Reichskrise im fünften Jahrhundert.³ Mehrfach beachtete man bei Vakanzen besonders im Westreich zu wenig den Anspruch des Kaisers im anderen Reichsteil, einen Besetzungsvorschlag zu machen. Andererseits gewann das westliche Heermeisteramt nicht zuletzt unter oströmischen Einfluß in der zweiten Jahrhunderthälfte ein Gewicht, das die Stellung des weströmischen Kaisers generell schwächen mußte.

Auf dem Wege über eine vergleichende Sachstandserhebung zur Herrschaftsübertragung auf den Kaiser bzw. den Usurpator stellt Szidat aus den erörterten Fallbeispielen deren gesellschaftliche Voraussetzungen zusammen, insbesondere zum Institutionalisierungsgrad des Kaisertums und zu den Aufgaben der verschiedenen Gruppen, die dessen Funktionsweise beeinflussten, indem sie an der Erhebung eines Kaisers und am Vertrauensentzug seiner Person gegenüber Anteil hatten. Szidat geht dabei pragmatisch vor, gruppiert aus den Einzelfällen

3 Hierfür liefert Dirk Henning: *Periclitans res publica. Kaisertum und Eliten in der Krise des Weströmischen Reiches 454/5–493 n. Chr.* Stuttgart 1999 (Historia-Einzelschriften 133) Vorarbeiten, auf die Szidat gelegentlich zurückgreifen kann.

erarbeitete Phänomene zu allgemeingültigen Beobachtungen und Feststellungen, die die Kaisererhebung und ihre Bedingungen im Zusammenhang betrachten. Auf diese Weise erhellen sie nicht nur wesentliche Verfassungsfragen des spätrömischen Reichs, sondern auch die Funktionsweise rechtlich teilweise kaum faßbarer Organe. Daraus wird klar, daß es eben keineswegs hauptsächlich die Soldaten waren, auf die in dem untersuchten Zeitraum die Kaisererhebungen zurückgingen. Zugleich wird deutlich, daß die Jahre 337 und 476 Zäsuren markieren, die grundlegende historische Veränderungen einleiteten und die Bedingungen für Kaisererhebungen und Usurpationen so veränderten, daß sie in dem durch diese Jahre markierten Zeitraum vergleichend untersucht werden können, ohne daß die historischen Veränderungen im Laufe der römischen Kaiserzeit durch Überbetonung struktureller Aspekte mißachtet würden.

Szidat widmet sich entscheidenden Fragen des spätrömischen Kaisertums, zu dessen Wesen er wichtige Einsichten beisteuert, bezieht sich dabei aber nicht auf eine staatsrechtliche Grundlage. Daß eine allein rechtliche Betrachtungsweise für die Spätantike in die Aporie führt, zeigt deutlich die Untersuchung von Angela Pabst.⁴ Vielmehr müssen angesichts der jahrhundertelangen Entwicklung des römischen Kaisertums Maßstäbe des gesellschaftlichen und politischen Wandels herangezogen werden, wie bereits vor über siebenzig Jahren beispielsweise Johannes Straub formuliert hat: „Es fragt sich . . . , ob die neue Herrschaftsform nach dem alten Maßstab bemessen werden darf. Denn jede Zeit ist zunächst nach ihren eigenen Lebensgesetzen zu beurteilen, und es ist selten sinnvoll, eine politische Situation in ein Ordnungssystem zu pressen, das von ihr selbst durchbrochen wurde.“⁵ Andererseits kann eine völlige Vernachlässigung staatsrechtlicher Aspekte, wie sie Egon Flaigs Untersuchungen zum Prinzipat des ersten Jahrhunderts mit einer gewissen Verabsolutierung des „Akzeptanzsystems“ praktizieren,⁶ kaum zu einer vollständigen Erfassung relevanter Aspekte des Kaisertums führen. Allerdings zeigt Szidat in der Erforschung der sozialen und politischen Bedingungen für die Übernahme des Kaisertums und in der Untersuchung damit einhergehender zeitgebundener Veränderungen einen Weg auf, wie man für einen bestimmten Zeitabschnitt der Spätantike der nur

4 Vgl. Angela Pabst: *Comitia imperii. Ideelle Grundlagen des römischen Kaisertums*. Darmstadt 1997; dazu die Rezension von Ulrich Lambrecht, in: *BJ* 199, 1999, S. 561–567.

5 Johannes Straub: *Kaiser und Heer in spätrömischer Zeit*, in: *Geistige Arbeit* 10, 20. Mai 1938, S. 7 f., wiederabgedruckt in: Johannes Straub: *Regeneratio Imperii. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik*. Darmstadt 1972, S. 64–69, hier S. 64. Vgl. auch Johannes Straub: *Vom Herrscherideal in der Spätantike*. Stuttgart 1939 (*Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte* 18), Nachdruck Darmstadt 1964.

6 Vgl. Egon Flaig: *Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich*. Frankfurt a. M./New York 1992 (*Historische Studien* 7).

scheinbar festgefügten Einrichtung des römischen Kaisertums unter Berücksichtigung von Aspekten des gesellschaftlichen Wandels nachzugehen vermag. Damit greift er mutatis mutandis Gedankenlinien auf, wie sie Flaig formuliert hat,⁷ doch ohne die Ansätze zu vernachlässigen, die seitens anderer Forschungen anhand der Quellenbefunde zum Wandel des Kaisertums eingebracht wurden. Dies läßt Szidats pragmatische und quellenorientierte Überlegungen den Erfordernissen einer Historisierung des römischen Kaisertums angesichts seiner nie abgeschlossenen Institutionalisierung gerecht werden: Die Ergebnisse sind anpassungs- und erweiterungsfähig; das macht sie als Anknüpfungspunkte für weitere Studien gut geeignet.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

7 Vgl. auch Egon Flaig: Für eine Konzeptionalisierung der Usurpation im spätrömischen Reich, in: Paschoud/Szidat (Anm. 2), S. 15–34.

Tilmann Bechert: Kreta in römischer Zeit. Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 2011. 112 S., 102 Farb-, 9 s/w Abb. EUR 29.90. ISBN 978-3-8053-3901-8.

Kreta ist einer breiteren Öffentlichkeit vor allem aufgrund der spektakulären bronzezeitlichen Funde der minoischen Kultur bekannt. Mit dem Ende der Bronzezeit endete auch diese erste große Blütezeit auf der Insel. Nach der bewegten Geschichte Kretas im 1. Jahrtausend v. Chr. erlebte die Insel erst wieder in römischer und frühbyzantinischer Zeit eine lange Phase des Friedens und der Ruhe, die zu wirtschaftlichem Aufschwung und allgemeinem Wohlstand führte. Die Vereinigung unter römischer Herrschaft beendete die heftigen inneren Konflikte zwischen den Städten. Zudem blieb die Insel aufgrund ihrer Binnenlage innerhalb des Römischen Reichs lange Zeit verschont von äußeren Bedrohungen.

Tilmann Bechert, der die (mittlerweile vom Verlag Philipp von Zabern in der ursprünglichen Form nicht fortgesetzten) Reihe „Orbis Provinciarum“ herausgegeben hatte,¹ befasst sich in diesem reich bebilderten Band mit der römischen Provinz Kreta. Lange Zeit standen in der Forschung die Hinterlassenschaften der römischen, spätantiken und frühbyzantinischen Zeit im Schatten der Beschäftigung mit dem minoischen und griechischen Kreta. In einem Forschungsüberblick (S. 8–10) zeigt Bechert auf, wie das Interesse sich in jüngerer Zeit stärker auf die Untersuchung römischer und byzantinischer Reste konzentriert hat. Maßgebliche Bedeutung kam dabei der Dissertation des britischen Archäologen Ian F. Sanders (1949–1977) zu, in die sämtliche damals bekannten Fundorte aus hellenistischer, römischer und frühbyzantinischer Zeit aufgenommen wurden. Ein weiterer Meilenstein war der Kongress zur „Creta romana e protobizantina“, der im Jahr 2000 in Iraklion von der Scuola Archeologica Italiana di Atene organisiert wurde.² Im deutschsprachigen Raum ist vor allem das Werk von Angelos Chaniotis über das antike Kreta hervorzuheben, das einen konzisen Überblick aus althistorischer Perspektive über die gesamte Zeit von der Geometrik bis zur Spätantike bietet.³ Bechert als Archäologe der römischen Provinzen stellt in seiner Darstellung stärker die materielle Hinter-

- 1 Bechert verfasste als ersten Band der Reihe „Orbis Provinciarum“ eine Übersicht über die Provinzen des Römischen Reiches: Die Provinzen des Römischen Reiches. Einführung und Überblick. Mainz am Rhein 1999, darin S. 103–106 zur Provinz *Creta et Cyrenae*; außerdem: *Germania Inferior*. Eine Provinz an der Nordgrenze des römischen Reiches. Mainz am Rhein 2007.
- 2 I. F. Sanders: *Roman Crete. An Archaeological Survey and Gazetteer of Late Hellenistic, Roman and Early Byzantine Crete*. Warminster (Wiltshire) 1982; M. Livadiotti/I. Simiakaki (Hrsgg.): *Creta romana e protobizantina*. Atti del congresso internazionale (Iraklion, 23–30 settembre 2000). 4 Bde. Padua 2004.
- 3 A. Chaniotis: *Das antike Kreta*. München 2004.

lassenschaft in den Vordergrund; der zeitliche Fokus des Bandes liegt auf der römischen Epoche sowie der Spätantike und der frühbyzantinischen Zeit.

Nach einem kurzen Überblick über die geographischen und topographischen Gegebenheiten der Insel (S. 10–14) geht Bechert auf die Entwicklung Kretas im Hellenismus ein (S. 15–28). Im Gegensatz zu den folgenden Hauptabschnitten vermag diese kurze Einführung weniger zu überzeugen aufgrund der fehlenden inneren Stringenz der Darstellung: So postuliert Bechert für den Hellenismus einen fundamentalen sozialen Wandel der altertümlichen dorischen Gesellschaftsstrukturen auf Kreta (S. 15), ohne diesen Gedanken näher auszuführen. Stattdessen wird im Folgenden die Gesellschaft in klassischer Zeit vorgestellt, um anschließend auf die Bündnisse und Konflikte zwischen den kretischen Poieis im 3. und 2. Jh. v. Chr. und auf die Auswanderungen und den epigraphisch bezeugten Söldnerdienst von Kretern bis in die römische Kaiserzeit einzugehen.

Der Hauptteil des Werks gliedert sich in zwei Abschnitte: Zunächst stellt Bechert Kreta als Teil der Provinz *Creta et Cyrenae* von der Provinzialisierung bis ins 3. Jh. n. Chr. vor (S. 29–84), danach geht er auf die Entwicklung der Insel in der Spätantike und der frühbyzantinischen Epoche ein (S. 85–98).

Maßgeblich für die Annexion Kretas durch die Römer war das Seeräuberproblem: Viele Städte der Insel lebten von der Geiselnahme auf dem Meer. Q. Metellus brach schließlich 67 v. Chr. den kretischen Widerstand und integrierte die Insel ins Römische Reich. Spätestens unter Augustus wurde die Insel mit Kyrene zu einer Provinz vereinigt. Bereits im 1. Jh. v. Chr. sind römische Händler in Gortyn epigraphisch bezeugt.⁴ Hier war auch der Palast des Proconsuls, das Prätorium, von dem sich Reste in größerem Ausmaß erhalten haben (S. 32 f.). Unterhalb der Ebene der Reichsverwaltung (S. 29–34) blieb die städtische Selbstverwaltung weitgehend bestehen, ebenso das *κοινόν* der Kreter, das bereits im 3. Jh. v. Chr. existiert hatte, nun in der Kaiserzeit eine Wiederbelebung erfuhr und vor allem für den Kaiserkult zuständig war. Die Einrichtung einer *colonia* ist lediglich in Knossos bezeugt, wo Augustus die *Col(onia) I(ulia) N(obilis?) Cnos(sus)* gründen ließ.⁵

Im Gegensatz zu anderen Regionen des Römischen Reiches ist der Straßenbau auf Kreta archäologisch bisher kaum untersucht (S. 35–42). Auch wurden nur wenige Meilensteine gefunden. Entsprechend stützt sich die Rekonstruktion der Infrastruktur auf die Tabula Peutingeriana, deren Angaben aber natürlich

4 M. Guarducci (Hrsg.): *Inscriptiones Creticae opera et consilio Friderici Halbherr collectae*. Bd. 4: *Tituli Gortynii*. Rom 1950, Nr. 290: ----- *negotiantur. Do-iaie L. f. Procillae c(ives) R(omani) qui Go[r]tynae negotiantur*; ebd. Nr. 291 (wo allerdings die maßgebliche Formulierung weitgehend ergänzt werden muss): *[c(ives) R(omani)] qui Gortyna[e negotiantur -----]*.

5 Strab. 10, 4, 9 (C 477) erwähnt, dass in Knossos eine römische Kolonie war; vgl. auch CIL 10,1433 aus Herculaneum: *M. Nonio M. [f] Balbo pr pro c[os] coloni]a Iulia C[nossus?]*. Zu Nonius Balbus vgl. Bechert, S. 29 f.

keineswegs präzise sind.

Der Romanisierungsprozess (S. 43 f.) lässt sich ansatzweise aufgrund des epigraphischen Befundes rekonstruieren und dürfte sich auf die städtischen Zentren Knossos und Gortyn konzentriert zu haben. Italische Einwanderer scheinen vor allem aus Kampanien gekommen zu sein. Von den sprichwörtlichen „hundert Städten“ Kretas waren in Folge eines Konzentrationsprozesses in der Kaiserzeit noch ca. zwanzig übrig, deren wichtigste Knossos und Gortyn, ferner Lappa, Aptera, Kydonia, Hierapytna oder Lyttos waren (S. 44–52). Einen Einblick in die städtische Struktur einer kaiserzeitlichen Stadt bietet Gortyn, wurde es doch in nachantiker Zeit nicht wieder überbaut. In der Kaiserzeit hielten auch in den kretischen Städten die typischen Elemente der römischen Urbanarchitektur Einzug, wie Theater, Odeion, Amphitheater (letzteres bisher nur in Gortyn bezeugt), Thermen und Nymphäen. Stadtmauern hingegen, die in hellenistischer Zeit für die Verteidigung der Städte eine große Rolle gespielt hatten, sind in der Kaiserzeit nicht mehr bezeugt.

Die Situation auf dem Lande ist aufgrund der bis anhin sehr begrenzten Forschungen nur schwer fassbar (S. 53–58). Die kaiserzeitliche Wirtschaft (S. 59–70) beruhte in erster Linie auf der Landwirtschaft. Zu nennen sind der berühmte kretische Wein, der Honig und das Wachs.

Die kaiserzeitliche Kunst auf Kreta (S. 71–76) war stark von den Formen der römischen Reichskunst geprägt. Dies dürfte auch dadurch bedingt gewesen sein, dass im klassischen Kreta eine eigene Tradition, vergleichbar mit derjenigen im griechischen Mutterland, gefehlt hatte. Es entstanden nun monumentale Tempelbauten, Thermenanlagen und Theater. Skulpturen wurden vor allem in Gortyn, aber auch im Heiligtum der Diktynna auf der Rhodopou-Halbinsel gefunden. Die Mosaikfunde bleiben eher beschränkt (bekannt sind bis anhin fünfzehn Exemplare).

Ein interessantes Feld stellt das Thema der Religion dar. Hier erhielten sich einige kretische Besonderheiten wie beispielsweise die Verehrung der $\rho\acute{o}\tau\nu\iota\alpha$ $\theta\eta\rho\acute{\omega}\nu$, der „Herrin der Tiere“, die auf bronzezeitliche Traditionen zurückgehen dürfte. Aus archaischer und klassischer Zeit stammen die Kulte für Städtegründer ($\acute{\alpha}\rho\chi\eta\gamma\gamma\acute{\epsilon}\tau\alpha$ und $\kappa\rho\acute{\iota}\sigma\tau\alpha$); an diese konnte nun problemlos der Kaiserkult angeschlossen werden. Die auf Kreta verehrten Gottheiten wurden mit römischen gleichgesetzt, so Britomartis-Diktynna mit Diana-Artemis, wie ein schöner Skulpturfund aus dem Diktynnaion auf der Rhodopou-Halbinsel zeigt (S. 78, Abb. 85). Die Geburtshöhlen des Zeus auf dem Ida und der Lassithi-Hochebene genossen noch in römischer Zeit kultische Verehrung. Neben den offiziellen und den regionalen Kulturen fanden sich auch Mysterienkulte (Isis und Sarapis) oder das Judentum. Ein kurzer Blick auf die Grabarchitektur (S. 83 f.) schließt das Kapitel zur Kaiserzeit ab.

Im Zuge der diokletianischen Reformen wurde Kreta von Kyrene getrennt. Die Insel wurde Teil der Diözese Moesien, später Makedonien. Auch nach der

Reichsteilung blieb die Kirche auf der Insel bis ins frühe 8. Jahrhundert Teil des Illyrischen Vikariats und damit dem Papst unterstellt. Die bisherigen Siedlungsfunde aus der Spätantike sind spärlich. Nur in Gortyn wurden größere Teile der spätantiken Stadt freigelegt. Die Kirchenarchitektur hingegen ist mit über hundert Bauten vor allem aus dem 5. und 6. Jh. sehr gut dokumentiert. Allein Gortyn wies zehn Kirchen auf.

Gewaltige Erdbeben im Jahr 365 wie im 5. Jh. n. Chr. führten dazu, dass die Westküste sich um bis zu neun Meter anhub, während einige Häfen in der östlichen Inselhälfte im Meer versanken. Im 7. Jahrhundert kam es zu Einfällen der Slawen, im frühen 8. Jahrhundert konnten sich die Araber festsetzen. 961 n. Chr. eroberte Nikephoros Phokas die Insel nochmals zurück.

In einem Epilog (S. 99) versucht Bechert, in aller Kürze die Besonderheiten der Doppelprovinz *Creta et Cyrenae* zu umreißen. Die Distanz zwischen den beiden Provinzteilen, die mindestens zwei Tagesreisen übers Meer voneinander entfernt lagen, führte dazu, dass die Kontakte geringer waren als in anderen Doppelprovinzen wie *Lycia et Pamphylia* oder *Pontus et Bithynia*.⁶ Auch die Geographie der zwei Regionen unterschied sich: Hier eine gebirgige Insel mit kleinen Siedlungsräumen, da eine Küstenlandschaft mit zwei großen Landschaftsräumen, deren östlicher mit dem Djebel el-Akhdar ausgesprochen fruchtbar war. Entsprechend wuchsen die beiden Regionen nie zusammen und wurden konsequenterweise in der Spätantike wieder geteilt. Dass die beiden Regionen überhaupt zusammengelegt worden waren, erklärt Bechert aus den Umständen des Beginns römischer Einflussnahme: Der Kampf Roms gegen die Piraten habe den ganzen Raum zwischen der kyrenischen Küste und Kap Maleas betroffen, so dass die beiden Regionen Kyrene und Kreta danach zu einer Provinz vereint worden seien. Weniger überzeugt Becherts Überlegung, die Römer hätten möglicherweise Rücksicht auf die Tatsache genommen, dass in Kyrene wie auf Kreta dorische Griechen lebten. Ein solches Kriterium spielte in der Kaiserzeit wohl kaum mehr eine Rolle.

Immer wieder wird im Band deutlich, wie gering der Wissensstand über das römische und spätantik-frühbyzantinische Kreta ist. Umso verdienstvoller ist Becherts Darstellung, liefert sie doch einen konzisen Überblick über den

6 Vgl. zu diesen Provinzen die im gleichen Verlag erschienenen Bände von Christian Marek: *Pontus et Bithynia. Die römischen Provinzen im Norden Kleinasien* (Orbis Provinciarum. Sonderbände der Antiken Welt. Zaberns Bildbände zur Archäologie). Mainz am Rhein 2003, S. 56–59, 179 (der allerdings auch auf die anfänglichen Unterschiede in der Urbanisierung in der gewaltigen Doppelprovinz hinweist), Rez. J. Gruber, *Plekos* 7, 2005, 85–89, und Hartwin Brandt/Frank Kolb: *Lycia et Pamphylia. Eine römische Provinz im Südwesten Kleinasien* (Orbis Provinciarum. Sonderbände der Antiken Welt. Zaberns Bildbände zur Archäologie). Mainz am Rhein 2005, S. 12–19, 25 f., 132, Rez. J. Gruber, *Plekos* 9, 2007, 93–98.

derzeitigen Kenntnisstand und wirft Ansätze und Fragen für weitere Forschungen auf. Neben den architektonischen Überresten, die im Vordergrund stehen, bezieht Bechert auch epigraphische Zeugnisse mit ein. Die reiche Bebilderung erlaubt den Leserinnen und Lesern einen anschaulichen Zugang zur Materie. Ein geographisches Register (S. 100–102) und ein Namens- und Sachregister (S. 102–106) erleichtern die Arbeit mit dem Band. Eine thematisch gegliederte Bibliographie (S. 107–112) ermöglicht eine weitere Vertiefung mit der Thematik.⁷ Bechert ist somit ein guter und aussagekräftiger Überblick über eine angesichts der Dürftigkeit der derzeitigen Kenntnisse schwierigen Materie gelungen.

Christian Körner, Bern
christian.koerner@hist.unibe.ch

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

⁷ Errata: Auf S. 35 sollte es „Abb. 84. 85“ (statt „Abb. 85. 86“), auf S. 79 „Abb. 83. 84“ (statt „Abb. 84. 85“) heißen. Ein leichter Widerspruch zwischen einer Abbildungslegende und dem Haupttext findet sich auf S. 73: In der Legende zu Abb. 76 wird ein Besuch Hadrians auf der Insel als „eher fraglich“ bezeichnet, im Haupttext hingegen heißt es, dass der Kaiser Kreta „wohl 122 oder 123 n. Chr. besuchte“.

Bill Leadbetter: *Galerius and the Will of Diocletian*. London/New York: Routledge 2009. XIII, 282 S., 11 Abb. £ 70.00. ISBN 978-0-415-40488-4.

„This book is not a biography“ (S. 1) – so leitet der australische Althistoriker Bill Leadbetter ein Buch ein, das der Verlag in seine bekannte Reihe „Roman Imperial Biographies“ aufgenommen hat. Und in der Tat handelt es sich nicht um eine Biographie, vielmehr um eine Publikation über die Tetrarchie unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses von Diokletian und Galerius mit dem Ziel, auf diesem Wege das festgefügt erscheinende System der Vierkaiserherrschaft in exemplarischer Weise vornehmlich unter dem Gesichtspunkt personengebundener Abhängigkeiten und Veränderungen zu erfassen. Zugleich wird die Überlieferung zu Galerius kritisch in den Blick genommen und einer Plausibilitätsüberprüfung unterzogen. Auf diesem Wege kommt Leadbetter zu Ergebnissen, die über die Interessenpolitik der einzelnen Teilherrscher die Qualität, ja die Existenz des von Diokletian geschaffenen tetrarchischen Systems in Frage stellen.¹ Damit scheint Leadbetter im Grundsatz zu Positionen zurückzukehren, die den Improvisationscharakter der Maßnahmen Diokletians betonen² und gegenüber der Annahme, diese bildeten ein System und seien planvoll und weitsichtig errichtet worden³, kritisch eingestellt sind. Der in die Einleitung integrierte Forschungsbericht und die Vorstellung der Quellen und ihrer Tendenzen lassen bereits erkennen, daß Leadbetter als Grund für die Auswahl der Mitherrscher durch Diokletian „an essentially private dynastic arrangement“ gegenüber „a constitutional form“ (S. 6), wie sie durch die Bezeichnung als „Tetrarchie“ nahegelegt zu werden scheint, entschieden bevorzugt.

Das Thema entwickelt Leadbetter in sieben Kapiteln. Er beginnt mit einem Überblick über die Zeit der Soldatenkaiser („Dynasts and Oligarchs“). Dabei werden bestimmte Leitlinien der Politik des dritten Jahrhunderts herausgestellt, die in die Zeit danach führen, wie überhaupt die biographische Verankerung Diokletians und seiner Kollegen in der Soldatenkaiserzeit und im

- 1 Seine Positionen knüpfen in mancherlei Hinsicht an Timothy D. Barnes: *Constantine and Eusebius*. Cambridge, Mass. u. a. 1981; ders.: *The New Empire of Diocletian and Constantine*. Cambridge, Mass. u. a. 1982, an, auch wenn er dem englischen Althistoriker vorwirft, zu sehr auf die Zuverlässigkeit des Laktanz zu vertrauen (vgl. S. 157).
- 2 Vgl. Johannes Straub: *Vom Herrscherideal in der Spätantike*. Stuttgart 1939 (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 18), Nachdruck Darmstadt 1964, S. 50 f.
- 3 Vgl. Frank Kolb: *Diocletian und die Erste Tetrarchie. Improvisation oder Experiment in der Organisation monarchischer Herrschaft?* Berlin/New York 1987 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 27), S. 1–9 (mit Forschungsbericht).

Zusammenhang mit den von dieser Epoche, insbesondere von Gallienus, ausgehenden Neuerungen im Militärwesen behandelt wird. Besonderen Wert legt Leadbetter auf die Feststellung, daß das Römische Reich keine Erbmonarchie im landläufigen Sinne war, sondern eine Art Militärdiktatur, die, wenn sie Stabilität aufwies, auch dynastisch organisiert sein konnte. Dieses Verständnis von der römischen Reichsspitze legt Leadbetter auch der Tetrarchie zugrunde.

Im nächsten Kapitel („Iovius and Herculus“), das den Weg von der Dyarchie Diokletians und Maximians zur Tetrarchie unter Einschluß der Caesaren Constantius I. und Galerius behandelt, dokumentiert Leadbetter unter Herausstellung der Verbindungslinien, daß er in Diokletian und seinen Kollegen „products of a military caste, the oligarchy of senior officers which had seized the empire from Gallienus in 268“ (S. 49), sieht. Insofern betont er immer wieder die Gemeinsamkeiten zwischen den Soldatenkaisern und der Tetrarchenzeit, nicht die Zäsur zwischen Prinzipat und Spätantike. Auch die Verbindungslinien zwischen der Tetrarchie und der konstantinischen Dynastie sind für ihn bedeutender als die Unterschiede, wenn er festhält: „Diocletian . . . founded a new dynasty, which ruled the empire until the death of Julian in 363“ (S. 48). Daraus geht hervor, daß für ihn das tetrarchische System nicht den Stellenwert besitzt, den es für einen großen Teil der Forschung hat, dem die mit Diokletian einsetzenden Neuerungen ebenso eine Zäsur wert sind wie die Rückkehr zur blutsdynastisch orientierten Mehrkaiserherrschaft unter Konstantin d. Gr.⁴

In der Tat betont Leadbetter das Kontinuum: Die gallischen Bagaudenaufstände hätten die Gefahr einer Erneuerung des Gallischen Sonderreichs heraufbeschworen; die Einbeziehung des vertrauten Freundes Maximian in die Herrschaft erst als Caesar, dann als Augustus durch Diokletian sei nicht Ergebnis eines sorgfältig vorbereiteten Plans gewesen, sondern „a product of circumstance and necessity“ (S. 54), basierend auf „hierarchy and unanimity“ (S. 59). Den Vorrang sicherte sich Diokletian durch das Dienstalder ebenso wie die Schutzgottheit: Dem *Iovius* diene der *Herculus* als tatkräftiger Gehilfe (vgl. S. 55).⁵ Diese Vorstellung ist allerdings nicht widerspruchsfrei, da Constantius I. als *Herculus* im Jahre 305 gegenüber dem *Iovius* Galerius rangältester Augustus wurde. Doch bietet Leadbetter auch hierfür Erklärungen an, die er glaubt in seine Auffassung integrieren zu können: Diese Rangeinstufung liege im höheren Lebensalter des Constantius gegenüber dem gleichzeitig mit ihm am

4 Vgl. etwa die Sichtweise bei Alexander Demandt: Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr., 2. Aufl. München 2007 (Handbuch der Altertumswissenschaft III 6), S. 59–61; 103.

5 Im Gegensatz dazu geht Kolb (o. Anm. 3) S. 66 von der Samtherrschaft gleichberechtigter Kollegen aus. Demnach enthalten die Sakralcognomina *Iovius* und *Herculus* keine Rangabstufung (vgl. Kolb S. 88–114).

1. März 293⁶ zum Caesar erhobenen Galerius begründet. Leadbetter marginalisiert sozusagen alle Hinweise auf ein tetrarchisches System, so daß Diokletian wie in Fortsetzung des Kaisertums der Soldatenkaiserzeit als alleiniger Lenker eines oligarchischen Machtapparats erscheint, der mit der Begründung einer neuen Dynastie Stetigkeit und Ordnung in die Kollegialität und Abfolge der an der Herrschaft Beteiligten bringen will. Leadbetter benötigt Diokletian in dieser Rolle, um das Scheitern der Tetrarchie in seine Gesamtinterpretation integrieren zu können.

Die kaiserliche Familie nimmt ihren Anfang mit der Einbeziehung Maximians durch Diokletian, ohne daß Leadbetter den familiären Zusammenhang zwischen den beiden Augusti erläutert, der in der Übernahme der Gentilnamen Diokletians durch Maximian begründet liegt; er wurde somit ein „Aurelius Valerius“, formal gleichberechtigter Augustus und *frater* Diokletians.⁷ Leadbetter betont zwar das Subordinations- und zugleich Freundschaftsverhältnis Maximians gegenüber Diokletian, geht aber ansonsten von einem mehr und mehr unabhängigen Agieren des westlichen und des östlichen Reichsteils aus, was sich erst wieder mit der Abdankung Diokletians und Maximians im Jahre 305 in Anbetracht der Ambitionen des Galerius änderte.

Statt dessen betont Leadbetter die Weiterentwicklung der Militäroligarchie durch das Eingehen familiärer Bindungen: Die beiden Augusti verheirateten nach ihrem Treffen im Jahre 288 ihre Töchter im Jahr darauf mit ihren Prätorianerpräfekten, 293 wurden diese Caesaren und damit präsuntive Nachfolger der Augusti sowie zugleich deren Adoptivöhne. Dominiert wurde die Herrschaft von Diokletian, der keinen Sohn hatte und sich aus diesem Grund eine Dynastie schuf. Allerdings unterstreicht Leadbetter die Ersatzfunktion dieser Maßnahmen: Aus der Familienpolitik gegenüber den Caesaren zieht er Schlußfolgerungen auch bezüglich der Heiraten von weiteren Angehörigen der Herrscher und deutet diese als sich abzeichnende Vorstellungen für die Nachfolgeordnung in der auf die derzeitigen Caesaren folgenden Generation. Daher sei Konstantin, der – illegitime – Sohn des Constantius I., mit Maximians Tochter Fausta verlobt worden, Maximians Sohn Maxentius mit Valeria Maximilla, der Tochter des Galerius und seiner Frau, der Diokletian-Tochter Valeria. Hier ergab sich zum einen in der fortschreitenden Umwandlung der Militärjunta in eine Herrscherdynastie eine Ost-West-Verbindung zwischen Galerius und Maxentius (bzw. dessen Vater Maximian), worin Leadbetter einen Hinweis auf die von Galerius beanspruchte Rolle im Westen sieht, zum anderen im Westen eine Intensivierung der familiären Beziehungen zwischen Maximian und Constantius I. Als Schönheitsfehler erscheint nur die Herkunft Konstantins aus einer illegitimen Verbindung. Erkennbar wird hieran, daß Leadbetter in der Betonung des

6 Die Möglichkeit, daß Galerius erst am 21. Mai 293 erhoben worden sein könnte (vgl. z. B. Kolb [o. Anm. 3] S. 68–87), lehnt Leadbetter ab.

7 Vgl. ausführlich hierzu Kolb S. 44–47.

organischen Wachsens der diokletianischen Dynastie nicht minder Vorstellungen von einem planvollen Aufbau einbringt als diejenigen Forscher, von denen er sich absetzt, indem er das Konstruktionsmodell der Tetrarchie als zu artifizuell ablehnt und in der vorgeblichen Leistungsbezogenheit des diokletianischen Herrschaftssystems offenbar nur eine Notmaßnahme aufgrund fehlender Söhne sieht. Dazu passen seine Einwände gegenüber der Vorstellung, es habe feste territoriale Zuständigkeitsbereiche der Caesaren im Verhältnis zu denen der Augusti gegeben.

Das Kapitel „Augustus and Caesar“ behandelt sodann die militärische Ereignisgeschichte der Jahre 293–305 im Osten des Reiches, als Galerius vor allem in den Kriegen gegen die Perser und an der unteren Donau dem Diokletian als Caesar diente. Für diese Periode hält Leadbetter fest: „Galerius was the servant of his master, linked by a filial bond of *concordia*“ (S. 97; vgl. S. 103). Auf diese Weise stellt er den aktiven, von eigenen Herrschaftsansprüchen geprägten Einfluß des Galerius auf den alternden Diokletian in Abrede, wie er etwa von Laktanz so vehement vorgetragen wird.⁸ Handlungsenergie spricht Leadbetter Galerius nur als Erfüllungsgehilfe Diokletians zu, weil ihm dieser seinen entscheidenden Einfluß auf das Herrscherkollegium zu übertragen gedachte: So habe Galerius während der schweren Erkrankung Diokletians, die leicht zu dessen Tod hätte führen können, Maximian mit Bürgerkrieg gedroht, wenn dieser sich nicht an die Rücktrittsvereinbarung halten sollte.

Vertieft um die Binnenperspektive des Verhältnisses zwischen dem Augustus des Ostens und seinem Caesar wird diese Sichtweise im Kapitel „Galerius and Diocletian“; einbezogen werden auch die Beziehungen zu den Herrschern im Westen des Reiches. Die Christenverfolgung Diokletians führt Leadbetter sicher zu Recht auf den genuinen Willen des Augustus zurück, in den sich Galerius als *apparitor* eingefügt habe; nichts anderes gilt für die Abdankung der Augusti, auch wenn dies für Galerius „a move from the shadow of power to its reality“ (S. 135) bedeutet haben mag, jedoch ohne daß, anders als Laktanz suggeriert, Galerius eine Überlegenheit über Diokletian ausgespielt habe. Ganz im Gegenteil habe er auch nach dem Aufstieg zum Augustus Politik im Sinne Diokletians betrieben. Leadbetter zeichnet Constantius I., soweit er auf den Westen des Reiches eingeht, der ihn nur im Verhältnis zu den Machthabern im Osten interessiert, als relativ unabhängig agierenden Caesar und Augustus. Allerdings habe er trotz seines Vorranges gegenüber Galerius bei der Bestimmung der Caesaren für die neuen Augusti im Jahre 305 eine empfindliche Niederlage hinnehmen müssen, als Galerius nicht nur seinen Neffen Maximinus Daia für den Osten, sondern auch seinen Kandidaten Severus für den Westen habe durchsetzen können, ohne daß Constantius mit eigenen Vorstellungen zum Zuge kam.

⁸ Vgl. Lact. mort. pers. 10, 6; 11, 3; 14, 1 f.; 18, 1 f.

Wieder handelte Galerius Leadbetter zufolge nach dem Willen Diokletians: „Galerius’ political victory in 305 was both the result of his own efforts at self-promotion and the failure of Constantius to win Diocletian’s trust“ (S. 144). Also sei nunmehr Galerius in die Machtstellung eingerückt, die vorher Diokletian innegehabt habe: „In transferring the focus of *concordia* from himself to Galerius, Diocletian’s policy was moving in an unexpected direction“ (S. 144). Allerdings habe auch Constantius gewisse Vorbereitungen getroffen, als er seinen Sohn Konstantin nach Britannien holte, der in Diokletians Augen freilich als Repräsentant der Herrscherdynastie nicht in Frage kam. Nach Leadbetter dominierten also doch die *Iovii* über die *Herculii* – trotz des nominellen Vorranges des Constantius. Leadbetter löst so den von ihm mit der Behauptung einer Unterordnung der *Herculii* gegenüber den *Iovii* provozierten Widerspruch (vgl. S. 55, 114, 140), ohne die Widersprüchlichkeit damit freilich aus der Welt schaffen zu können: „Galerius was junior Augustus in name only. In reality, he had reached for and grasped the prize of supreme power in the Roman world“ (S. 146).

Das kurze Kapitel „Constantius Augustus“ behandelt die Britannien-Expedition und das Verhältnis des westlichen Augustus zu seinen Herrscherkollegen, das Leadbetter zufolge zu Veränderungen im Machtgefüge der Tetrarchen führte. Er argumentiert, daß Constantius für seine Niederlage durch zunehmende Verselbständigungsbestrebungen Rache an Galerius nahm. Dazu habe die formelle Teilung des Reiches in feste Zuständigkeitsbereiche gehört,⁹ was unter anderem eine größere Unabhängigkeit und damit Machtsteigerung für die Caesaren zur Folge gehabt habe, vor allem aber einen Machtverlust für Galerius. Leadbetter hält Constantius für die treibende Kraft bei dieser Teilung. Damit seien dynastische Überlegungen einhergegangen, die schließlich zur Nachfolge Konstantins nach dem überraschenden Tod des Constantius geführt hätten. Auf diese Weise habe man Diokletians Planungen ausgehebelt, doch Galerius habe Konstantin als Caesar, nicht als Augustus, anerkannt, um den eigenen Einfluß zu bewahren. Die Vorstellungen Leadbetters verlaufen mutatis mutandis also in gedanklichen Bahnen, die auf Barnes zurückgehen und gegen die sich Kolb mit Vehemenz in seiner sehr systematischen Betrachtung der Tetrarchie wendet.

Die turbulenten Jahre 306–312 stehen im Mittelpunkt des Kapitels „The *Iovii* and *Herculii*“, als es um die Bestimmung (und Begrenzung) der an der Herrschaft Beteiligten und ihres Verhältnisses zueinander ging, mit dem Ergebnis, daß das diokletianische Herrschaftssystem schließlich scheiterte. Daran hatte nicht nur Konstantin Anteil, vor allem auch Maxentius, der sich die tetrarchische Politik der Abwendung von Rom und seine Abstammung vom Augustus Maximian zunutze machte, nicht zuletzt aber Galerius, der mit der Integration Konstantins in die Tetrarchie noch einen Erfolg verbuchen konnte,

⁹ Vgl. Eutr. 10, 1, 1; Oros. hist. 7, 25, 15.

nicht aber mehr mit seinen Bemühungen, dem Willen Diokletians, den er sich zu eigen gemacht hatte, ohne eigene Akzente und mit wenig Einfühlungsvermögen weiterhin Geltung zu verschaffen; das Ergebnis waren „poor politics“ (S. 205). Leadbetter konstatiert den Zerfall der von Diokletian gestifteten *concordia* und ihren Ersatz durch die harte Konkurrenz zwischen den zwei Dynastien der *Herculii* und der *Iovii*, von denen jede hoffte, sich gegen die andere durchsetzen zu können.

Den Jahren bis zum Tod 311 gilt das letzte Kapitel „Galerius Augustus“. Behandelt werden das Verhältnis des Galerius zu seinen Kollegen, die im Toleranzedikt vom 30. April 311 mündende Politik den Christen gegenüber und seine Pläne für das Herrschaftssystem in der Zeit nach der mit den Vizennalien 313 vorgesehenen Abdankung. Diokletians Christenpolitik korrigierte Galerius auf dem Totenbett, in bezug auf das Herrschaftssystem skizziert Leadbetter in den angeblichen blutsdynastischen Plänen des Kaisers ebenfalls ein Abrücken von Diokletians Vorstellungen. In Anlehnung an Aussagen des Laktanz¹⁰ nimmt Leadbetter an, Galerius habe Licinius die Funktion des rangältesten Augustus überlassen wollen, dem die nachrangigen Augusti Konstantin im Westen und Maximinus Daia im Osten beigeordnet seien, während an die vierte Stelle sein eigener Sohn Candidianus als Caesar hätte rücken können. Das Buch endet mit dem Erlöschen der Familie Diokletians und der des Galerius sowie den nüchternen Feststellungen: „But Licinius did not profit from it. Constantine did“ (S. 243). Leadbetter verleiht auf diese Weise dem Scheitern des Galerius – ebenso wie indirekt auch dem Diokletians – tragische Züge und macht unter anderem Eigenschaften wie „obstinacy, valour, loyalty and inflexibility“ (S. 205; vgl. S. 216 f.) dafür verantwortlich.

Dieses Buch ist in der Tat alles andere als eine Biographie. Galerius steht zwar im Mittelpunkt, zugleich aber ist Diokletian immer präsent. Es handelt sich um eine Geschichte der *Iovii*, die nach dem Ende der *concordia* mit den *Herculii* in tragischem Irrtum glauben, die Oberhand gewinnen zu können, ihren Gegnern aber letztlich unterliegen, weil sie Konstantin unterschätzen. Eingebunden in diese Geschichte sind recht spezifische Ansichten über die politischen Pläne Diokletians: Leadbetter lehnt die Vorstellung eines von Diokletian durchdachten Systems der Tetrarchie ab und unterstreicht die politische Kontinuität mit der Zeit der Soldatenkaiser und der konstantinischen Dynastie. Damit folgt er in Grundzügen den von Timothy Barnes Anfang der 1980er Jahre vorgeprägten Interpretationsmustern, denen Frank Kolb 1987 mit einem Gegenentwurf antwortete.¹¹ Zwischen diesen Polen werden sich die Auffassungen zur Tetrarchie wohl immer bewegen; dazu lassen die Quellen den Spielraum,

10 Vgl. Lact. mort. pers. 20, 3–5.

11 Prägnant zusammengefaßt und abgerundet vorgestellt von Frank Kolb: Herrscherideologie in der Spätantike. Berlin 2001, S. 25–58; Interpretation des Quellenmaterials S. 143–196.

beispielsweise wenn man, wie Barnes, Laktanz vertraut oder ihm, wie Kolb, mißtraut. Hier sucht auch Leadbetter seinen eigenen Weg, ohne sich von Barnes ganz zu lösen. Vielleicht vermag seine Monographie die Diskussion über Fragen von historischen Kontinuitäten und Zäsuren im dritten und vierten Jahrhundert ebenso anzuregen wie über das Verhältnis von systematischer politischer Planung und in Improvisationen gesuchten – kurzfristigen? – Lösungen auf aktuelle politische Herausforderungen.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Gereon Siebig: *Kaiser Leo I. Das oströmische Reich in den ersten drei Jahren seiner Regierung (457–460 n. Chr.)*. 2 Bde. Berlin/New York: de Gruyter 2010 (Beiträge zur Altertumskunde 276). XVIII, 1070 S. EUR 149.95. ISBN 978-3-11-022584-6.

Das umfangliche Werk über Kaiser Leo I. (457–474 n. Chr.) will eine Lücke in der monographischen Behandlung römischer Herrscherpersönlichkeiten schließen,¹ beschränkt sich entgegen ursprünglichen Plänen des Verfassers aber auf die ersten dreieinhalb Regierungsjahre dieses Kaisers. Als zentrale Themen für diesen Zeitraum thematisiert Gereon Siebig die Religionskrise um die Anerkennung der Glaubensformel des Konzils von Chalkedon (451 n. Chr.), die in der (kirchen)politischen Auseinandersetzung um den alexandrinischen Patriarchen Timotheos Ailouros in den Jahren 457–460 n. Chr. kulminiert, ferner das Verhältnis des oströmischen Reiches zum Westen, das vornehmlich an der Haltung zu Maiorian als Kaiser des weströmischen Reiches (457–461 n. Chr.) exemplifiziert zu werden vermag, und schließlich den Umgang mit den ostgotischen Gruppen in Pannonien und in Thrakien. Als politischer Drahtzieher im Hintergrund erscheint der Heermeister Aspar, dem es gelang, seinen Schützling Leo zum Kaiser zu machen und auf diesen geraume Zeit weiterhin entscheidenden Einfluß auszuüben. Als wichtigste Ziele stellt Siebig heraus, „die Ereignisse der Jahre 457–460 detailliert zu beschreiben, eine genauere Feinchronologie zu erarbeiten, die Eigentümlichkeit der Krise zu erfassen, die Persönlichkeit der Protagonisten, besonders Kaiser Leos, zu beleuchten, ein besseres Verständnis ihrer Motive und Absichten zu gewinnen, den Einfluss des Papstes auf die Entwicklung im Osten zu untersuchen, das Aufeinandertreffen verschiedener Denkschemata und kultureller Milieus und die Art ihrer Kommunikation zu analysieren, Alternativen, wie die Akteure anders hätten handeln können, zu überprüfen, und schließlich die Geschehnisse in einen größeren Zusammenhang einzubetten“ (S. 4).

Damit handelt es sich um eine methodisch durchweg konventionelle Arbeit, bei der die Rekonstruktion des Ereignisablaufs der ersten drei Regierungsjahre Kaiser Leos unter anderem mittels genauer Quellenanalyse im Mittelpunkt steht. Die Ereignisgeschichte wird in chronologischer Folge dargeboten, so daß die Schauplätze mitten im Geschehen wechseln können, so aber unter Umständen die verschiedenen aufeinander einwirkenden Einflusfelder und die jeweiligen politischen Handlungsbedingungen der Akteure berücksichtigt wer-

1 Es kann – wegen des zeitlichen Zuschnitts – zumindest teilweise als willkommenes oströmisches Pendant zu der kürzlich erschienenen Untersuchung von Friedrich Anders: *Flavius Ricimer. Macht und Ohnmacht des weströmischen Heermeisters in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main 2010 (Europäische Hochschulschriften III 1077) angesehen werden. Vgl. hierzu die Rezension von Ulrich Lambrecht, in: Plekos 12, 2010, S. 101–105.

den. Die durchaus respektablen Ergebnisse sind teilweise allerdings um einen hohen Preis erzielt: Die Dissertation ist über einen Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten entstanden und verfügt angesichts der behandelten drei Jahre von 457 bis 460 über einen Umfang, der anhand von ca. 650 Seiten Darstellung und etwa 350 Seiten Exkursen – ganz abgesehen von einem teilweise überbordenden Anmerkungsapparat mit einer ganzen Reihe weiterer exkursartiger Ausführungen – auf alle Themen aus den ersten Jahren der Herrschaft Kaiser Leos, zu denen sich etwas sagen läßt, in extenso eingeht. Für diesen Zeitraum verfügt man, was den Osten des Römischen Reiches betrifft, mit diesem Werk nun über ein Hilfsmittel, das die Orientierung über fast alle quellenmäßig faßbare Themen ermöglicht.

Allein der Einleitungsteil umfaßt an die 200 Seiten, auf denen Siebigs die Quellen (S. 6–38) und den Forschungsstand (S. 39–54) vorstellt, vor allem aber in die historischen Voraussetzungen seines Themas (S. 55–190) einführt. Als wesentliche Prämissen für die Gestaltung der Innen- und Außenpolitik gelten das Ende der theodosianischen Dynastie im Osten (450 n. Chr.) wie im Westen (455 n. Chr.) und ihre Folgen für die Neuausrichtung des internen Machtgefüges, das sich im Westen evident und auch im Osten spürbar zugunsten mächtiger Vertreter des Militärs verschob. In diesem Zusammenhang geht Siebigs auch auf die Folgen des Machtverlustes der Hunnen in den Jahren nach dem Tode Attilas 453 n. Chr. vor allem für die Ostgoten im Vorfeld des west- und des oströmischen Reiches wie auch für ihre Beziehungen zu Konstantinopel und dem Heermeister Aspar ein; die Überlegungen zu dem auch die anderen Themen beeinflussenden machtpolitischen Gefüge zwischen Aspar und Kaiser Leo spielen im Hauptteil eine grundsätzliche, die unterschiedlichen politischen Aktionsfelder verbindende Rolle. Den größten Teil der Ausführungen aber nimmt die Vorstellung der Haltungen von Kirchenvertretern und weltlicher Öffentlichkeit zu den infolge der Diskussion über die Glaubensformel des Konzils von Chalkedon sich abzeichnenden unterschiedlichen dogmatischen Positionen und die Behandlung ihrer kirchenpolitischen wie allgemeinpolitischen Folgen ein. Dabei spielen die Reaktionen auf das Konzil des Jahres 451 in den verschiedenen Regionen des Ostreichs (Alexandria, Palästina, Syrien und Konstantinopel) eine wesentliche Rolle. Eine hinreichende Kenntnis dieser komplexen Vorgeschichte ist für die detaillierte Diskussion der Ereignisse von 457 bis 460 unumgänglich; insofern liegt die Ausführlichkeit der Einleitung gewissermaßen in der Logik der Anlage des Untersuchungsganges dieser Dissertation.

Das erste Kapitel des Hauptteils ist der im Februar 457 installierten „neuen Regierung“ gewidmet (S. 191–273); dabei versteht Siebigs unter diesem Begriff im wesentlichen Kaiser Leo und Aspar als den hinter dem neuen Herrscher stehenden Drahtzieher. Mit dem Thronwechsel nach dem Tode Markians, dem Tag der Krönung Leos am 7. Februar 457, biographischen Angaben zum neuen Kaiser und ersten Regierungsakten werden sozusagen die politischen Bedingun-

gen abgehandelt, mit denen das neue Regime konfrontiert war. Trotz der gelegentlichen Klage über „dürftiges Quellenmaterial“ (S. 219) arbeitet Siebigs diese Themen einschließlich ihrer Verästelungen weitläufig aus. Dabei gewährt er auch spekulativen Elementen großzügig Raum, wie sie etwa im erzählerischen Nachvollzug der Ereignisfolge am Tag der Krönung des Kaisers (S. 201–215) verschiedentlich in der Darstellung zum Ausdruck kommen. Wo Belege zu Leo fehlen, macht Siebigs den Geschehnisverlauf anhand vergleichbarer Situationen mit Hilfe geeigneter Überlieferung und Literatur plausibel. Hypothesen bestimmen auch Angaben zur Herkunft, Sozialisation und Karriere Leos vor seiner Erhebung zum Kaiser, die letztlich auf die Machtfülle Aspars zurückgeht, in dessen Dienst sich der nachmalige Herrscher als Militär und Verwalter bewährt hatte; sie sind aber nicht immer frei von klischeehaften Eindrücken, wenn etwa „die äußerliche wie innere Affinität zu allem Barbarischen“ (S. 238) unterstrichen wird, obgleich Leo angesichts seiner bescheidenen Herkunft aus Thrakien, ohne je gründliche Bildung erfahren zu haben, immerhin als frommer Katholik und Anhänger des Chalcedonense gilt. Im Zusammenhang mit ersten Regierungsgeschäften bespricht Siebigs neben Personalfragen und kaiserlicher Titulatur vor allem die Situation im und das Verhältnis zum Westreich, das zum Zeitpunkt der Erhebung Leos keinen eigenen Kaiser hatte. Die Einheit des Kaisertums war aber nur noch eine „Prestigeidee“ (S. 268) und angesichts der Probleme, vor die sich der neue Herrscher im Osten gestellt sah, auch kaum durchzusetzen, so daß Leo dem Westen keine sonderliche Aufmerksamkeit schenken konnte.

Vertieft werden diese Gesichtspunkte teilweise darüber hinaus in den ersten 14 von insgesamt 32 Exkursen (S. 657–804). Darunter finden sich ein 25seitiger Exkurs zur Wahl Kaiser Leos, der das dynastische Element und die fehlende Berücksichtigung des Anthemius, des Schwiegersohnes des verstorbenen Kaisers Markian, ebenso wie vor allem die Quellen zur Wahl Leos diskutiert. Hervorzuheben ist besonders der 20seitige Exkurs „Zur Frage der ersten Patriarchenkrönung“, in der Siebigs mit guten Argumenten die Skepsis eines Teils der jüngeren Forschung gegenüber älteren Darstellungen teilt und erst in der Krönung des Anastasios im Jahre 491 „den ersten sicheren Beleg für eine Patriarchenkrönung“ (S. 727) sieht.²

In den Kapiteln 2–6 handelt Siebigs die auf den Herrschaftsantritt Leos folgenden Ereignisse der Jahre 457 bis 460 in chronologischer Folge ab. Unter den diesen Zeitraum bestimmenden drei Schlüsselthemen nimmt die Kirchen- bzw. Religionspolitik im Zusammenhang mit dem Widerstand gegen die Ergebnisse des Konzils von Chalkedon den quantitativ und qualitativ bedeutendsten Platz ein. Ausgelöst wurden die Unruhen durch die Ermordung des alexandri-

2 Vgl. auch Mischa Meier: *Anastasios I. Die Entstehung des Byzantinischen Reiches*. Stuttgart 2009, S. 74f.; hierzu die Rezension von Ulrich Lambrecht, in: *Plekos* 12, 2010, S. 19–25.

nischen Patriarchen Proterios und die bereits vorher erfolgte irreguläre Weihe des offen antichalkedonischen Timotheos Ailouros zum Erzbischof von Alexandria. Nach diesen Ereignissen und ihren Voraussetzungen behandelt Siebigs die Reaktion in Konstantinopel und damit die allgemeinpolitischen Folgen des eine Zeitlang mühsam gehaltenen und nun zerbrochenen Konsenses in der christologischen Frage. Dabei spielt die Frage der Kircheneinheit innerhalb des Ostens und zugleich mit dem Westen eine entscheidende Rolle, wie sie Papst Leo d. Gr. (440–461 n. Chr.) ebenso repräsentiert wie der chalkedontreue Kaiser. Kirchenpolitische Interessen, insbesondere sein im Kanon 28 festgeschriebener Vorrang gegenüber den anderen Patriarchaten des Ostens, ließen den Konstantinopler Bischof Anatolios an Chalkedon festhalten; zugleich konnte dieser den Papst zu entschiedenem Eintreten für die kirchliche Einheit im Sinne des Konzils von Chalkedon motivieren, ohne daß er selbst in Anbetracht seines kirchenpolitischen Interesses an der Absicherung der Rangerhöhung des konstantinopolitanischen Bischofssitzes, die dem Patriarchen des Abendlandes keineswegs willkommen war, aus der Deckung treten und allzu aktiv werden mußte. Wenn der Kaiser die Möglichkeit gehabt hätte, sich eng an eine starke Orthodoxie zu binden, hätte er sich dem Einfluß Aspars entziehen und letztlich auch dem Arianismus gefährlich werden können, so daß Aspar die Chalkedongegner unterstützte. In diese kirchen- und machtpolitische Gemengelage ist die Religionspolitik dieser Jahre eingebunden, wie Siebigs zutreffend – aber sehr ausführlich – darzulegen weiß.

Einen Weg, den Kirchenstreit um die Forderungen des Timotheos Ailouros zu lösen, wurde in der Urteilsfindung durch eine schriftliche Befragung der Bischöfe, das Enkyklion, gefunden. Dadurch konnte ein abermaliges Konzil verhindert werden, was im Interesse des Anatolios lag, damit sein Status nicht erneut zur Disposition stand, wie auch des Papstes, der die Glaubensformel von Chalkedon nicht aufs Spiel setzen wollte. Für Aspar ging es jetzt darum, den Konstantinopler Bischof nicht zu mächtig werden zu lassen, wofür ihm das Verfahren, per Rundschreiben die Ergebnisse von Chalkedon wieder in Frage zu stellen, das geeignete Mittel zu sein schien – so jedenfalls Siebigs (vgl. S. 347 f.). Zudem war auf diese Weise der Kaiser an dem Urteil zunächst nicht beteiligt, er erschien nach außen vielmehr nachgiebig, unschlüssig, zögerlich. Die Entscheidung wurde durch das aufwendige Verfahren hinausgeschoben; es war Zeit gewonnen. Die in den ersten Monaten des Jahres 458 in Konstantinopel eintreffenden Antworten der Bischöfe konnten als Bestätigung der Ergebnisse des Konzils von Chalkedon aufgefaßt werden. Sehr schön gelingt es Siebigs, die Schreiben auf die vielfältigen Zwischentöne zu untersuchen, so daß er auf diese Weise aus den Quellen das Bild einer differenzierten „Glaubenslandschaft“ namentlich im Osten erarbeitet, für die außer in Ägypten mittlerweile auch in anderen Regionen den miaphysitischen Positionen der Boden bereitet wurde. Auf diese für die Zukunft wichtigen Veränderungen und ihre Zusammenhänge mit

Personalien, Identitäten und Mentalitäten geht Siebigs bei verschiedenen Gelegenheiten ein und weist so auf die Disposition zu Veränderungen im Ostreich zugunsten eines sich ausbildenden regionalen, zu der griechisch dominierten Oikumene vorsichtig auf Distanz gehenden Selbstverständnisses hin, das sich auch aus reichsideologischen Gründen zu einer politischen Herausforderung entwickeln sollte. Über diese Ergebnisse hinaus zeigt Siebigs damit auch auf, „wie tief der Riss zwischen der weströmischen und weiten Teilen der oströmischen Kirche fortgeschritten war“ (S. 648).

Bis ins Jahr 459 herrschte noch weitgehend Stagnation in der Entwicklung der aktuellen religionspolitischen Lage. Als dann im Spätsommer in Konstantinopel die Stellungnahme des Timotheos Ailouros mit der Ablehnung der chalkedonischen Positionen eingetroffen war, konnte der kaiserliche Befehl ergehen, den alexandrinischen Patriarchen abzusetzen. Das Verfahren endete mit der Verbannung nach Gangra in Paphlagonien. Neuer Patriarch von Alexandria wurde Timotheos Salaphakiolos, der sich – letztlich erfolglos – um Ausgleich bemühte.

Im Hintergrund sieht Siebigs gerade auch in der Religionskrise dieser Jahre den scheinbar allmächtigen Heermeister Aspar wirken, dessen taktisches Ziel beim hinhaltenden Wirken zugunsten der Chalkedongegner es war, Kaiser Leo in der Hand zu behalten. Zugleich macht der Autor in den Reaktionen Leos zugunsten chalkedonkonformer dogmatischer Positionen kleine Schritte aus, die in die Richtung der Befreiung aus diesem Einfluß zu deuten schienen. Dieses Machtspiel verfolgt Siebigs als politische Grundkonstellation der von ihm behandelten Jahre sorgfältig, ohne immer schlüssige Beweise präsentieren zu können. Insgesamt aber ergibt sich in der Zusammenschau ein plausibles Bild in dieser Sache, wenn man berücksichtigt, daß die anderen beiden wichtigen politischen Themen dieser Jahre ebenfalls von maßgeblicher Einwirkung Aspars und vorsichtigen Versuchen des Kaisers gekennzeichnet sind, sich durch geeignete Maßnahmen diesem Einfluß nach und nach zu entziehen.

Als Leo Kaiser wurde, gab es im Westen des Reiches keinen eigenen Herrscher, so daß er als Samtherrscher über das Römische Reich gelten konnte. Die anfängliche Politik gegenüber dem Westteil war von Passivität des Ostens gekennzeichnet; Leo hatte zunächst mit der „vorsichtigen Sicherung und Arrondierung der eigenen Machtpositionen im Osten“ (S. 268) genug zu tun. Diese Haltung mußte auch in Aspars Interesse liegen, dessen Einfluß auf Leo bei Einrichtung eines Kaiserkollegiums abgenommen hätte. Als dann am 28. Dezember 458 im Westen Maiorian erhoben wurde, verhielt sich der Osten passiv, unternahm nichts gegen den neuen Augustus, erkannte ihn aber auch nicht an, sondern wartete ab, ob und wie sich der Westkaiser – vor allem hinsichtlich seiner Planungen gegen die Vandalen – bewährte. Die oströmischen Maßnahmen gegen den west- und oströmisches Gebiet auf dem Balkan tangierenden Plünderungszug der pannonischen Ostgoten im Sommer 459 unter Valamir in-

terpretiert Siebigs als „kleinen Beitrag zur Flankierung des Wandalenkrieges“ und damit als „Zeichen der Annäherung“ (S. 493) gegenüber dem Westen nach Maiorians Erfolgen in Gallien. In der Folge erneuerte der Osten den Vertrag mit den pannonischen Ostgoten, was Siebigs auch als Vorsichtsmaßnahme im Interesse des Ostens gegenüber Maiorian sehen will. Alles in allem formuliert Siebigs recht überzeugende Überlegungen zum Verhältnis zwischen den beiden Reichsteilen in diesen Jahren.

Als drittes zentrales Thema im Machtspiel zwischen Kaiser Leo und Aspar behandelt Siebigs das Verhältnis zu den Ostgoten, die sich nach dem Zusammenbruch des Hunnenreiches als selbständige Kräfte in Pannonien und in Thrakien formierten. Im Vergleich zu den pannonischen Ostgoten als bedeutender und einflußreicher stellt er die thrakischen Ostgoten unter Triarius und später Theoderich Strabon heraus, zumal da sie in Aspar, der eine Schwester des Triarius heiratete, einen wichtigen Fürsprecher hatten. Aspars Machtbasis erfuhr auf diese Weise eine willkommene Abrundung, die ihn und seine Stellung gegenüber Kaiser Leo absichern sollte.

Quantitativ dominiert in Siebigs' Untersuchung die Religionspolitik; die beiden anderen Themen, die Rolle des Westens und die Ostgoten, sind im Verhältnis dazu eher Beiwerk, für das sich aber zugleich durchaus Zusammenhänge mit der großen kirchenpolitischen Auseinandersetzung erkennen lassen. Dies ergibt sich zum einen aus dem Bestreben Aspars, seinen entscheidenden Einfluß auf Kaiser Leo dauerhaft abzusichern, und dem Wunsch Leos, sich von diesem Einfluß zu befreien, ohne daß er in dem hier behandelten Zeitraum darin entscheidende Fortschritte gemacht hätte. Zum andern werden in der Politik der Jahre 457 bis 460 Wendepunkte deutlich: Es mißlang die Einigung von Befürwortern und Gegnern der Glaubensformel von Chalkedon, und mit dem Scheitern Maiorians wurde der Zerfall des Westreichs unvermeidlich.

Aufgrund des Gewichts der Religionspolitik in dieser Untersuchung gegenüber den anderen behandelten Themen und angesichts der Tendenz, aber auch wirklich alles, was Quellen und Literatur zu den Jahren 457 bis 460 bieten, in chronologischer Folge genauestens zu besprechen, wäre abschließend kritisch zu fragen, ob eine überlegte Straffung der Darstellung nicht ein schlankeres Buch mit durchaus vergleichbaren Ergebnissen hätte hervorbringen können. Was die Religionspolitik zur Zeit Kaiser Leos betrifft, so liegen zur Auseinandersetzung mit der Glaubensformel von Chalkedon aus katholisch-theologischer Perspektive Standardwerke vor,³ die Siebigs eine gute Arbeitsgrundlage für die

3 Vgl. Alois Grillmeier u. Heinrich Bacht (Hrsgg.): Das Konzil von Chalkedon. Geschichte und Gegenwart, 3 Bde. 5. Aufl. Würzburg 1979; Alois Grillmeier: Jesus der Christus im Glauben der Kirche, Bd. 2,1: Das Konzil von Chalcedon (451). Rezeption und Widerspruch (451–518). Freiburg u. a. 1986; Bd. 2,3: Die Kirchen von Jerusalem und Antiochien nach 451 bis 600, hrsg. v. Theresia Hainthaler. Freiburg u. a. 2002; Bd. 2,4: Die Kirche von Alexandrien mit Nubien und Äthio-

Auswertung der Konzilsakten und anderen kirchenhistorisch bzw. theologisch relevanten Quellen auch in althistorischer Sichtweise boten (vgl. S. 43–45). Keineswegs zu vernachlässigen sind darüber hinaus die einschlägigen Ausführungen des Herausgebers der Akten des Konzils von Chalkedon, Eduard Schwartz, zu diesem Themenkreis (vgl. S. 42).⁴ Diese theologischen und philologisch-historischen Werke schränken möglicherweise den Spielraum für eigenständige Forschungen auf diesem Gebiet ein wenig ein, bieten aber gerade deshalb auch unter Herausstellung politischer Aspekte die Gelegenheit, Redundanzen zu vermeiden, damit die eigene Darstellung auf das Wesentliche zu beschränken und so die Gewichtung der politischen Handlungsfelder Kaiser Leos besser auszutariieren. Gerade das Profil der politischen Rolle Aspars im Verhältnis zu Kaiser Leo macht ja den eigentlichen Gewinn der Ergebnisse dieser althistorischen Untersuchung aus, die zugunsten postulierter Zusammenhänge auf die – im übrigen nicht immer ganz geglückte – Vernetzung der behandelten Themen im Interesse eines Gesamteindrucks von der Anfangsphase der Herrschaft Leos und der Politik seines Heermeisters Aspar angewiesen ist.

Wünschenswertes Verschlankungspotential ist aber auch andernorts auszumachen: in den Exkursen, den Fußnoten, dem spekulativen erzählerischen Nachvollzug „wahrscheinlicher“ Ereignisse, in allgemein knapperer Diktion usw. Störend wirken das Rechtschreibdurcheinander insbesondere bei den s-Lauten und eine manchmal deplazierte, nicht das Wesentliche treffende, klischeehafte Ausdrucksweise. Schließlich ist der Titel des Werkes, „Kaiser Leo I.“, angreifbar: Der Untertitel stellt eine wesentlich genauere Benennung des behandelten Themas dar als der falsche Erwartungen weckende und eher die ursprüngliche, aber nicht verwirklichte Absicht des Verfassers widerspiegelnde Haupttitel.

Dem Werk als ganzem indes gebührt die Achtung vor einer Leistung, die die Erarbeitung vielfältiger unterschiedlicher Materialien voraussetzt und für eine Dissertation keineswegs selbstverständlich ist. Siebigs' Beitrag liegt in der Verknüpfung zunächst heterogen erscheinender politischer Aufgabenbereiche der ersten Herrschaftsjahre Kaiser Leos: Dies gelingt ihm in der Hervorhebung der gegensätzlichen Ziele Aspars und Leos sowie zugleich in der Darstellung wesentlicher Elemente der Auseinanderentwicklung des römischen Ostreiches und des Westreiches. Beide Aspekte ließen sich über das Ende des untersuchten Zeitraums hinaus weiterverfolgen. Ob Kaiser Leo aber, wie Siebigs am Schluß seiner Ausführungen meint, in den Anfangsjahren seiner Herrschaft die Kraft und den Spielraum hätte aufbringen können, die Existenz des Westreiches zu retten und die kirchliche Einheit zu bewahren, dürfte angesichts struktureller

pien nach 451. Unter Mitarbeit v. Theresia Hainthaler. Freiburg u. a. 1990.

4 Acta Conciliorum Oecumenicorum, ed. Eduardus Schwartz, Tomus II: Concilium universale Chalcedonense, Volumina 1–6, Berlin 1932–1938. Für die von Schwartz zum Umkreis von Chalkedon verfaßten Forschungsarbeiten vgl. das Literaturverzeichnis bei Siebigs S. 1046.

Veränderungen, die in andere Richtungen weisen, mehr als fraglich sein. Was die behandelten Jahre jedoch betrifft – nach Siebigs eine Zeit „irreversibler Wendepunkte“ (S. 654) –, wird diese umfangreiche und vieles umfassende Studie auch im Hinblick auf Weichenstellungen für die weitere Entwicklung des spätrömischen Reiches als Fundgrube gewiß von Nutzen sein.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Johannes Hahn (Hrsg.): Spätantiker Staat und religiöser Konflikt. Imperiale und lokale Verwaltung und die Gewalt gegen Heiligtümer. Berlin/New York: De Gruyter 2011. 227 S. EUR 79.95. ISBN 978-3-11-024087-0.

This volume is comprised of a short introduction plus eight individual papers (six in German, two in English) presented at a conference held at Münster in 2005. Given this delay, it does not come as a surprise that the editor Johannes Hahn apologizes to both readers and authors for the late publication of the book. Otherwise, his six pages of “preliminary remarks” provide a useful introduction to the volume, clearly stating (p. 2) the general subject of the book: the abuse and violation of places of worship, seen from the point of view of the authorities.¹

However, the expression “Lobbyarbeit der katholischen Kirche” (p. 4) may appear somewhat questionable. As Hahn himself acknowledges, this “Lobbyarbeit” was often directed against personal enemies within the Church, by individuals; in which case, it makes no sense to speak of an action by the Church as a body. But the same applies to petitions directed against pagans etc., since our records describe the actions of individuals only. Whoever would construe an anti-pagan “Lobbyarbeit” as representing the will of the entire Church therefore bears burden of proof. Moreover, the modern term “Lobbyarbeit” implies a lot more than the petitioning customary in Antiquity; but one may allow for a certain shift of meaning when modern terminology is reused to describe the past.

Martin Wallraff’s contribution is entitled “Die antipaganen Maßnahmen Konstantins in der Darstellung des Euseb von Kaisareia”. Wallraff points to the discrepancies between the anti-pagan measures ascribed by Eusebius to Constantine, and the picture drawn by other sources; he is especially successful in isolating a few cases in which the diverging interests of Constantine, as the author of a given measure, and Eusebius, as its biased interpreter, can be clearly discerned. According to Wallraff, Constantine condemned certain cult practices such as bloody sacrifices, temple prostitution et al. not from a Christian point of view, but rather because he found them intrinsically abominable. Wallraff also argues convincingly that it would be rash to dismiss some of Eusebius’ bolder claims out of hand. In several instances, he shows how Eusebius exaggerated certain measures (or reinterpreted them in a biased way), without inventing them entirely. Wallraff’s methodological approach, his clear argument and sound judgment make his views convincing. His contribution is also a good read, and it is a pity indeed that, not counting the bibliography, it is a mere ten pages. Moreover, it can be observed that the piece was handed in quickly

1 The author of this review wishes to record his warm gratitude to Anthony Ossa-Richardson for kindly correcting his English manuscript.

after the original convention and not updated: Note 9 (p. 10–11) announces the edition of Iulius Africanus' *Chronographia*, edited under Wallraff's supervision, and since printed in 2007.

Much longer is Frank R. Trombley's "The Imperial Cult in Late Roman Religion (ca. A.D. 244–395): Observations on the Epigraphy", a 36 p. article. Trombley offers an intriguing collection of sources on the Imperial cult under the Later Roman Empire, not limiting himself to epigraphy. This comprehensive review of the evidence is indeed most interesting.

However, readers would profit still further if those sources were quoted in the original Latin and Greek and not just in English translations, with only the occasional word or phrase given in the original. Loose translations are perfectly acceptable as long as the original texts are easily accessible. But since many of those texts are rather obscure (and missing in the online databases), it would have been a boon to readers to have them included in the article.

Here and there, methods and conclusions fail to convince. A few instances: The *contagiosus* of the famous Hispellum inscription CIL XI 5265 = ILS 705 (*ne aedis nostro nomini dedicata cuiusquam contagiose superstitionis fraudibus polluatur*) is explained exclusively by checking the (very scanty) evidence for *contagiosus*, which lets Trombley conclude (p. 30): "The Hispellum inscription clearly uses the term in the sense of spiritual disease, with possible physical repercussions, as expressed for example in Book 2 of Porphyrius of Tyre's work on abstinence from animal meat, where sacrifice is denounced because, in Pythagorean theology, it was thought to attract the daemons of disease."

Drawing on the Greek-writing philosopher Porphyry seems far-fetched. A much more straightforward approach would be to examine not only the rare *contagiosus*, but also the much more common *contagium*, from which it is derived, and to which it refers. There are many instances of *contagium* employed in a figurative way (ThLL IV 627, 53 – 628, 17), and there is hence no need to believe that *contagiosus* must imply some reference to a medical condition.

In reference to Eusebius, Trombley writes (p. 26): "Constantius is elsewhere described as being 'on friendly terms with the God over all' and 'attached to what pleases God': it is also said that he recognised 'only the God over all' and condemned 'the polytheism of the godless'. All this was fairly easy to come by, and could have meant practically anything in the monotheistic jargon of the late Tetrarchic period, assuming that Eusebius is expressing the actual terminology that Constantine the Great reported to him about his father's belief – something that may be open to question." In fact, one might doubt not merely the faithfulness of Constantine's report, but rather its very existence; this passage is especially striking after reading Wallraff's article on how to make use of Eusebius in a methodologically sound way.

There is a non sequitur on p. 28: "He [Constantine] is saluted in an inscription at Vicetia in 328 [CIL V 8011 = ILS 697] as 'best of princes in human affairs, son of the

deified Constantius, born for the good of the Republic' (*humanarum rerum optimus princeps, divi Constanti filius, bono reipublicae natus*), a clear intensification of the familial rhetoric that qualifies the obscure origin of Constantine's mother Helena in a positive way." It is difficult to discern how *bono reipublicae natus* might be connected to Helena. And again, it is useful to have the original Latin at hand; *res humanae* being the opposite of *res divinae*, the idea is that Constantine is the best ruler of the human world. This is not conveyed adequately by "best of princes in human affairs".

Yet despite these and similar issues, Trombley's collection provides a valuable and exceptionally helpful review of the sources available. Diverging interpretations do not detract from its intrinsic usefulness.

Giorgio Bonamente's contribution, "Einziehung und Nutzung von Tempelgut durch Staat und Stadt in der Spätantike", amply treats the confiscation of temple properties in Late Antiquity. The author deserves praise for the breadth of primary sources and scholarly literature harnessed for his article. This is truly a comprehensive work, presenting one well-defined problem in an authoritative fashion.

However, it would have read more fluently in Italian. Though Bonamente's German is grammatically flawless, it closely keeps to the focus structure of Italian, thwarting German end focus expectations. In places, it is taxing to read. A case in point (p. 60): "Die konkreten Auskünfte, die uns Eusebios mit seiner Rede liefert, von denen anzunehmen ist, dass sie einen wahrheitsgetreuen Spiegel der Politik Konstantins darstellen, entkräften jeden antiken und neuzeitlichen Verdacht über die Unsicherheit oder sogar Doppeldeutigkeit seiner Religionspolitik, der sich auf die Überzeugung gründet, dass das Fehlen einer Anordnung der generellen Schließung der heidnischen Tempel als ein Zeichen von Eklektizismus und Kompromissbereitschaft zu deuten sei."

"*Mala desidia iudicum?* Zur Rolle der Provinzstatthalter bei der Unterdrückung paganer Kulte (von Constantin bis Theodosius II.)" by Eckhard Meyer-Zwiffelhofer is a vividly written and powerfully argued piece of scholarship. Meyer-Zwiffelhofer examines the role of governors in the application of the Imperial anti-pagan legislation. He does so most impressively, using every scrap of evidence available to build up a conclusive picture of what governors actually did, and of what they could do within the framework of Imperial administration and the social relationships surrounding them. Meyer-Zwiffelhofer's conclusion is that Roman Emperors were indeed justified in deploring the inaction of their representatives in the provinces, for, according to him, governors were reluctant to face the opposition of influential local figures. Besides, holding their post for only a few years, they did not feel powerful enough to be confrontational in such matters. Governors were, according to Meyer-Zwiffelhofer, keen on obtaining excellent references, a goal that might easily be thwarted if they dared to intervene too much in local affairs.

Despite Meyer-Zwiffelhofer's impressive scholarship, his final conclusion does not seem airtight. Would an Emperor promote someone who faithfully carried out his orders, or rather someone who could boast letters of recommendation obtained for ignoring or even violating his orders? If governors did not execute anti-pagan legislation because they felt overawed by local big-shots, there is no need to examine the problem of those measures specifically, for a n y k i n d of unpopular measure would be at risk, which in turn would mean that Imperial legislation as a whole was futile.

Another approach to this question (i.e., when governors carried out measures, and when they did not) might be to study the religious convictions of individual governors, as far as possible. It may be expected that many did not carry out anti-pagan laws not because they could not, or did not dare, but simply because they did not want to do so and, at the same time, felt safe to follow their own interests at a huge distance from the Imperial court, especially when the local ruling elite shared their views.

In "Zwischen Christentum und Staatsraison. Römischer Imperium und religiöse Gewalt", Ulrich Gotter explores the repercussions of expanding Christianity in terms of the proneness to violence. His straightforward thesis might be summarized as follows: The general framework of the Empire, guaranteeing the absence of haphazard riot violence through the supervision of the Roman authorities, collapsed with the advent of Christianity; now, violence could be justified for the sake of higher goals and was hence carried out with impunity.

The point is argued well, and the sources presented bear out Gotter's thesis. There is just one passage with which one might disagree (p. 145): "Aus einer solchen, transzendent armierten Freund-Feind-Perspektive ist die Rechtsfrage irrelevant und die Ordnung des Reiches zweitrangig. Daß sich Ambrosius damit gegen die traditionellen imperialen Prinzipien wendet, ist ihm völlig bewußt, ja er formuliert das Problem ebenso offen wie brutal: ‚Aber vielleicht ist es die Ordnung (*disciplina*), um die es dir zu tun ist, Kaiser. Doch was ist wichtiger? Die Durchsetzung der Ordnung oder die Sache der Religion? Es ist da allemal notwendig, dem Glauben nachzugeben.‘"

This is the original version (Ambr. epist. 74, 11): *Sed disciplinae te ratio, imperator, movet. quid igitur est amplius, disciplinae species an causa religionis? cedit oportet censura devotioni.* The following English translation may be suggested: "But it is a concern for strictness that moves you, my Emperor. What, then, is more? The appearance of strictness, or rather an opportunity for piety? By necessity, strictness should yield to piety!"

This is not just the same thing in different words. Pace Gotter, Ambrose is not making a general statement to the effect that religion is more important than public order, but rather advising the Emperor that it is better to carry out acts of piety than to appear severe at all costs. Ambrose's allegedly sweeping statement then becomes no more than an appeal to the Emperor's personal piety. For *censura*, left untranslated by Gotter, must mean "strictness, severity". It is clear that *censura* takes up *disci-*

plina. Hence, *disciplina* will also mean “strictness”, not “public order”, which is in any case the natural way to understand *disciplina*. Besides, *species* (also not rendered by Gotter) means “external appearance”, hence *species disciplinae* is “appearance of severity”, “showing oneself as severe”. If we understood *disciplina* as “public order”, *species disciplinae* would translate as “charade of public order” which is impossible in the context. *causa* might be either “cause” as in “the cause of religion” (ThlL III 688, 21–689, 11) or, less pompously, “opportunity” (ThlL III 680, 3–680, 15, cf. also ThlL III 678, 76–379, 66). Since *species disciplinae* appeals to the Emperor’s inner self, *causa religionis* may be supposed to do the same (“opportunity for piety”). However, even if Ambrose’s intended meaning of it is “the cause of religion”, he would still merely be claiming that “the cause of religion” takes precedence over the Emperor’s desire to appear harsh – not over the public order.

The title of Hans-Ulrich Wiemer’s “Für die Tempel? Die Gewalt gegen heidnische Heiligtümer aus der Sicht städtischer Eliten des spätrömischen Ostens” is slightly misleading, as Wiemer’s contribution focuses almost entirely on Libanius and, strictly speaking and unsurprisingly, on his *Pro templis*. Notwithstanding the scope of the contribution, it is an outstanding piece of work, drawing on a breathtaking knowledge of Libanius’ and his contemporaries’ writings, and a solid grasp of modern scholarship. Wiemer deserves particular praise for his methodological approach, tirelessly asking in which context and to which end authors wrote what they wrote. The result is a conclusive picture of the situation Libanius was witnessing and the views he held on it. Commendably, Wiemer tells his readers in the notes quite clearly what he thinks about others’ published work instead of merely citing them without taking up a stance, as too many others do.

Bryan Ward-Perkins’s “The End of the Temples: An Archaeological Problem” investigates (p. 187) “Why does archaeological evidence not play a more central role in the increasingly sophisticated and nuanced literature on the end of Roman paganism?” Ward-Perkins’s answer, presented (excluding bibliography and illustrations) in ten pages, is a combination of practical issues and methodological challenges. With good reason, he stresses that temples, given their prominence, were usually excavated during the infancy of the discipline of archaeology, using unsophisticated procedures. Moreover, archaeologists then (and perhaps even today) had interests other than the period of abandonment of a sanctuary.

The methodological challenges Ward-Perkins mentions include chronological limitations (the difference of a few decades in the 4th c. AD means a lot to historians), the difficulty of proving destruction if a temple was completely demolished, the impossibility of tracing the reassignment of a materially unchanged temple to a different use, et al.

Other common-sense observations may be added to the many caveats put forward by Ward-Perkins. For example, in the case of a Gallo-Roman sanctuary (Saint-Aubin-sur-Mer) and a statue found in a well, Ward-Perkins (p. 195) mentions Christian fanaticism or a “process of ‘tidying up’ by local inhabitants” as possible causes. Wanton destruction due to rampaging barbarians is another straightforward possibility. And when Ward-Perkins discusses the defacement of Egyptian temples (p. 191), he does not mention the greater chronological issues: Were these acts carried out by early Christians, or rather by medieval Muslims? (Needless to say, this depends on the question of the exact point of time at which a particular place ceased to be accessible.)

Ward-Perkins (p. 190) also asks for “the reasons behind the preservation within the cities of Late Antiquity of some undamaged pagan imagery”. He declares Lepelley’s comparison of the preservation of pagan statues to Alexandre Lenoir’s rescue activity during the French Revolution “perhaps a little over-romantic” (p. 190 n. 13). But in fact Imperial legislation shows the influence of a concept akin to what is now called “Cultural Heritage Management”, calling for the preservation of temples as buildings of artistic merit, and a similar line of argument is employed by Libanius when he argues for the rescue of the temples from destruction. Hence, an ancient precursor of Lenoir, i. e., a person of Late Antiquity interested (quite independently from their personal religious convictions) in saving pagan statuary or buildings as objects of art, is no far-fetched idea. This constitutes another challenge for archaeology, for a depot of pagan statues might be interpreted as a cache of objects saved for their artistic (or perhaps monetary) value, not only as a place where pagan believers hid their sculpture from persecutors.

Those excavators who are prone to invent fanciful stories for their findings should carefully study Ward-Perkins’s insightful and prudent remarks before they venture on unsafe ground and propose theories which prove difficult to weed out later. More often than not, these theories percolate from one article to the next, and later scholars (especially non-archaeologists) are often reluctant to disagree with the original excavator, who after all must have known best. Another conclusion to be drawn from Ward-Perkins’s article (though not spelled out by him) is that there is no portmanteau methodology which can be carried out step-by-step with any set of findings; as his examples show, there are many different situations available (and even more imaginable), and each demands specific consideration by anyone working on it.

Johannes Hahn, the editor of the volume, is also the author of the last contribution “Gesetze als Waffe? Die kaiserliche Religionspolitik und die Zerstörung der Tempel”, investigating the relationship between legislation and temple destructions. In this discussion, a grander question looms large: How effectively were the laws enunciated by Emperors put into action? Hahn draws a solid picture, based on recent research, on how this legislation came to pass and what

scope it had. This is a very useful article, offering an accessible introduction to the issues at stake.

Unfortunately, one cannot but notice that too few working hours of “studentische Hilfskräfte” were applied to the volume. On p. 213, a Greek phrase (in fact, the one on which “Gesetze as Waffe” is based) comes out garbled, with most vowels containing diacritics replaced by ‘missing character’ boxes. This glitch is to be found in the main text, not in the footnotes. Any proof-reader, even an undergraduate with little or no knowledge of Ancient Greek, would have spotted this.

This apparent lack of proof-reading is evident throughout the volume. As Raphael Brendel has pointed out in his own review², there is a surprisingly high number of mistakes in the footnotes. One need not worry too much about the occasional typo, but tracking down works cited in the author-date style (e. g., “Dally 2003”) and missing from the bibliography can be tiresome. Brendel’s review includes a commendable list of those missing references; this is a job a paid undergraduate student should have carried out, not a reviewer.

The indices present another problem. Apart from the social aspect of having a conference paper in the corresponding volume as a personal souvenir of the get-together (an argument rather weak “sub specie aeternitatis”), there are mostly drawbacks associated with conference volumes (as opposed to publication of the individual papers in peer-reviewed journals): Late publication, limited availability in smaller libraries, lacking peer review process. However, there is one aspect that could redress all these disadvantages: full indices. A conference volume is likely to be devoted to one limited, well-defined subject, and anyone working on this subject will greatly appreciate clear indices to names, subjects, and primary sources.

Although “Spätantiker Staat und religiöser Konflikt” does include indices both of subjects and of sources, they are sadly rather incomplete. To put it bluntly, an unreliable index is worse than no index at all, if it leads the reader to believe that the book contains nothing on a subject when in fact it does, or that all passages of interest have been checked, when they have not.

For example, the entry “HisPELLUM” cites 29–30, 37, 60; one might add 15 and 101 n. 39. There is a main entry “Tempel” with subentries “Bewahrung”, “Plündung”, “Schließung” etc. Yet for some reason, there is a main entry “Schutz von Tempeln” which should rather have been another subentry there. The source index leaves out many citations (e. g. Conc. Carth. 13 Iun. 407 on p. 4 n. 5 or Cod. Theod. 9, 16, 2 and 9, 16, 9 in p. 44 n. 137; many more can easily be found, it is tiresome and superfluous to list them here). Much less of an issue, but still undesirable are the inconsistencies in the index: Book numbers are usually cited with Arabic numerals, though there are a few exceptions such as “Aug. civ. XVIII 54” in the index. There is usually no comma between author name and work, such as in “Hieron. comm. in Ier.”, but this policy is not followed with “Hieron., exeg. in Dan.”. Conferences are expensive in terms of

² [H-Soz-u-Kult, 26.09.2011](#)

money, and the volume under review, at EUR 79.95 for 227 pages, is not exactly a bargain. Editors should allocate a low three figure Euro sum for diligent “Hilfskräfte” who might guarantee complete bibliographies, spot the odd typo (or missing font character) and take care of an easy to use and, first and foremost, complete index.

These quibbles aside, “Spätantiker Staat und religiöser Konflikt” gathers uniformly excellent articles written by some of the foremost researchers of the field. Taken together, they provide a painless short-cut to today’s scholarship on late antique temple destruction and the Roman authorities’ stance. The shortcomings of the publication can easily be overcome: Brendel’s list of expanded bibliographical indications helps with entries missing in the bibliographies, and Google Books allows for searching the volume’s full text³, compensating for the unreliable indices.

Peter Riedlberger, Tel Aviv
peter@riedlberger.de

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

³ <http://books.google.de/books?id=APk2bzUfhrkC>

H. Cotton/L. di Segni/W. Eck u. a. (Hrsgg.): *Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae. A multi-lingual corpus of the inscriptions from Alexander to Muhammad. Vol. 1: Jerusalem. Part 1: 1–704.* Berlin: de Gruyter 2010. XXVI, 694 S., 950 Abb., EUR 129.95, \$ 195.00. ISBN 978-3-11-022219-7.

Das vor fast fünfzehn Jahren 1997 angestoßene deutsch-israelische Projekt¹ „Corpus Inscriptionum Iudaeae/Palaestinae“ (im Folgenden: CIIP), dessen erster Teilband (I.1, die Inschriften von Jerusalem bis zur Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr.) im Spätsommer 2010 mit minimaler Verspätung erschienen ist, beschreitet neue Wege in der Epigraphik: Die Gruppe der Herausgeber um Hannah Cotton, Leah Di Segni, Werner Eck und Benjamin Isaac hat es sich zur Aufgabe gesetzt, alle Inschriften Israels und Palästinas vom Hellenismus bis zur arabischen Eroberung in einem Publikationsorgan zu vereinen.² Dies allein ist ein sinnvolles und begrüßenswertes Unterfangen, stellte doch eine Entsprechung zu den von Louis Jalabert SJ angestoßenen und seit 1929 erscheinenden IGLS-Bänden ein Desiderat für die Nachbarregion dar.³ Die wirkliche Besonderheit des CIIP ist allerdings, dass das Corpus der linguistischen Vielfalt der Region Rechnung trägt und den Kreis der enthaltenen Inschriftensprachen gegenüber den IGLS deutlich ausweitet.⁴ Auch wenn man die bisherige Aufnahme der hier behandelten Inschriften in einer großen Anzahl separater Publikationsorgane und getrennt nach Sprachen (wie die „Inscriptiones Graecae“ (IG), das „Corpus Inscriptionum Latinarum“ (CIL) sowie die verschiedenen Corpora für die semitischen Inschriften), nicht zwingend aus einer in den vergangenen Jahrhunderten angenommenen kulturellen Überlegenheit der griechisch-römischen

- 1 Vgl. etwa den von H. Cotton, L. Di Segni, W. Eck und B. Isaac verfassten Aufruf in ZPE 127, 1999, S. 307–308.
- 2 CIIP I.1 verzeichnet außerdem noch Alla Kushnir-Stein, Haggai Misgav, Jonathan Price, Israel Roll und Ada Yardeni als Mitherausgeber; unter den Mitarbeitern an Band I finden sich darüber hinaus noch Denis Feissel, Eran Lupu, Michael Stone, Robert Daniel, Robert Hoyland und Yana Tchekhanovets als Bearbeiter.
- 3 Zur Entstehungsgeschichte der „Inscriptions Grecques et Latines de la Syrie“ vgl. die Einleitung in J.-B. Yon/P.-L. Gatier (Hrsgg.): *Choix d'inscriptions grecques et latines de la Syrie.* Beirut: Presses de l'Institut français du Proche-Orient 2009 (= Guide archéologique 6).
- 4 Die weitreichenden Kenntnisse bezüglich der kulturellen Implikationen eben dieser linguistischen Vielfalt der Region hat sich auch jüngst in einem bemerkenswerten Sammelband niedergeschlagen, der von einem Teil des Herausgeberkreises von CIIP (jedoch vom Projekt vollständig unabhängig) veröffentlicht wurde, vgl. H. Cotton/R. Hoyland/J. Price u. a. (Hrsgg.): *From Hellenism to Islam. Cultural and linguistic change in the Roman Near East.* Cambridge/New York 2009.

Kultur (v)⁵ im Osten der antiken Welt ableiten muss, so ist doch der integrative Ansatz der CIIP-Bände eine überaus willkommene Neuerung, die bislang noch nie bei einem Projekt dieser Größe umgesetzt wurde. Die Sammlung stellt eine erhebliche Arbeitserleichterung für einen jeden dar, der sich mit den epigraphischen Hinterlassenschaften der Region beschäftigt – seien sie in den klassischen Sprachen Griechisch und Latein oder in Hebräisch, Phönizisch und in den verschiedenen Sprachstufen und Dialekten des Aramäischen verfasst. Kommende Bände werden darüber hinaus (nicht alle der bisher genannten Sprachen sind im ersten Teilband von Band I enthalten) auch armenische, georgische und altnordarabische Texte behandeln. Inschriften im klassischen Arabischen sind nicht aufgenommen, da diese anderweitig, im „Corpus Inscriptionum Arabicarum Palaestinae“, ediert werden.⁶

Die Sammlung ist aber auch – und vielleicht vor allem – eine große Bereicherung für Wissenschaftler benachbarter Forschungsfelder, die sich bislang dem Problem gegenüber sahen, die schier unüberschaubare Menge an Publikationsorten der nunmehr in CIIP vereinten Inschriften zu kennen, einzusehen und auszuwerten: Der dritte Band des CIL beinhaltet nur einen Bruchteil der im CIIP behandelten lateinischen Texte, während die gängigen periodischen Anzeigemedien von epigraphischen Neufunden deutlich vor dem zeitlichen Endpunkt des neuen Corpus, welches mit dem Auftreten Muhammads endet, absetzen. Allein schon deswegen bietet CIIP I.1 in Kombination mit dem demnächst erscheinenden Band I.2 für all diejenigen, die sich mit der Geschichte, Archäologie und den Religionen Jerusalems beschäftigen, ein unverzichtbares Hilfsmittel.

Die zweifellos hoch gesteckten Ansprüche an ein solches Werk hält CIIP I.1 durchgängig ein. Die zahlreichen Bearbeiter der Texte haben sich bemüht, fast alle derjenigen der 704 verzeichneten Inschriften zu sehen und neu zu lesen, die noch erhalten sind; auch sind zahlreiche Inschriften hier zum ersten Mal publiziert. Die Präsentation ist prägnant und übersichtlich: Auf eine fortlaufende Inschriftennummer folgt noch in der Überschrift eine Kurzbeschreibung (Inscriptentyp/-träger, Sprache(n) des Textes, vorgeschlagene Datierung). In einem Kommentar werden die Inschrift näher beschrieben und paläographische Besonderheiten angeführt, darauf folgen die Maße des Textes und der Buchstaben sowie eine Angabe über den Verwahrungsort der Inschrift (so bekannt) und das Datum der Autopsie. Es folgt der Abdruck der vorgeschlagenen Lesung

5 Auf Seitenzahlen wird im Folgenden mit römischen bzw. arabischen Ziffern verwiesen, einzelne Inschriften aus CIIP I.1 sind mit no. bzw. nos gekennzeichnet.

6 Bisher bis zum Buchstaben G erschienen: M. Sharon (Hrsg.): *Corpus Inscriptionum Arabicarum Palaestinae*, 4 vols, Leiden 1997–2008 (= *Handbuch der Orientalistik* 30.1–4) sowie: *Ibid.* (Hrsg.): *Corpus Inscriptionum Arabicarum Palaestinae. Addendum. Squeezes in the Max van Berchem Collection (Palestine, Trans-Jordan, Northern Syria) Squeezes 1–84*, Leiden 2007 (= *Handbuch der Orientalistik* 30).

in hebräischen, griechischen oder lateinischen Buchstaben, danach bei den nicht-griechischen und nichtlateinischen Texten eine Transliteration des Textes sowie immer eine Übersetzung. In bisweilen sehr ausführlichen und durchwegs sehr versiert geschriebenen Kommentaren schließen sich paläographische, onomastische und historische Bemerkungen an, die erfreulich oft Querverweise zu anderen in CIIP I.1 enthaltenen Inschriften ziehen. Es folgt eine Bibliographie sowohl anderer Editionsorte wie auch von Diskussionen der Inschrift in diversen Darstellungen. Meist schließt sich ein kritischer Apparat an, der andere Lesarten der Textzeugnisse aufführt. Der Großteil der Einträge wird von Schwarz-Weiß-Photographien begleitet, die allesamt die jeweiligen Inschriften sehr gut erkennbar wiedergeben, in vielen Fällen wird außerdem (bzw. in Fällen, bei denen eine Photographie nicht (mehr) möglich war: stattdessen) eine Zeichnung beigegeben.

CIIP I.1 unterscheidet vier Gruppen der Jerusalemer Inschriften bis 70 n. Chr.: Inschriften religiösen und öffentlichen Charakters (nos 1–17), Grabinschriften (fast ausschließlich auf Osteotheken, nos 18–608), Inschriften auf Gebrauchsgegenständen (beschriebene Fragmente von Gebrauchskeramik und Gewichte; nos 609–692) sowie eine mit Varia überschriebene Kategorie (nos 693–704), in der sich etwa eine hebräische Aufzählung von Handwerkern (no. 693), ein Graffito-Fragment (no. 697), ansonsten nicht zuordnungsbar Fragmente (no. 698), eine Alphabetinschrift (no. 699) oder ein Siegel (no. 703) finden. Sofort auffällig ist die Verteilung der epigraphischen Zeugnisse: etwa 85% der behandelten Texte finden sich in der Kategorie der Grabinschriften. Die meisten davon sind von großer Einfachheit geprägt, selten findet sich mehr als der Name der oder des Verstorbenen, bisweilen ein Patronym, gelegentlich weitere Angaben. Gerade in ihrer Masse zeigen diese Texte also eindrücklich auf, was auch Benjamin Isaac in dem Abschnitt seiner Einleitung vermerkt, der sich mit den im Umkreis der Stadt Jerusalem gefundenen Grabkammern beschäftigt (8–10), nämlich dass die Inschriften eher der Identifikation der Toten dienten, aber eben nicht auf eine über die Familie hinausgehende, öffentliche *memoria* zielten oder in irgendeiner Weise enkomiastische Züge annahmen. Interessant ist eine Gruppe von Texten, in denen der Name des Verstorbenen mehrfach genannt wird, so etwa die fünfmalige Einritzung „Yehuda“ (no. 353), unter Umständen eine graphische Realisation der Trauer. Viele der beschrifteten Osteotheken tragen mehrere ähnliche oder identische Inschriften. Schon ausgesprochen selten finden sich Aufforderungen, die Totenruhe nicht zu stören (etwa nos 359, 375 und 460), die bisweilen noch mit einer *sanctio*-Formel bekräftigt werden (vgl. no. 451). Die griechische Grabinschrift eines im Alter von zwanzig Jahren verstorbenen Thaliarchos (no. 332) scheint die einzige von 590 Grabinschriften zu sein, in der überhaupt eine Altersangabe gemacht wird. Dennoch lassen sich bisweilen einige zusätzliche Angaben ausfindig machen, beispielsweise Berufsbezeichnungen wie „Yehosef, Sohn des Schreibers Hananiah“ (no. 86), der

Töpfer (?) Yehonatan (no. 51), der (Torah-?)Lehrer Themnas (no. 214), der Parfümverkäufer Iosepos (no. 556, die Authentizität der Inschrift ist allerdings nicht sicher erwiesen), der Priester Shim'on (no. 32) oder die Priesterin Megiste (no. 297) – oder etwa die Grabinschrift der Yehohana, deren Großvater Theophilos (37–41 a. d.) Hohepriester im Tempel war, und dessen Titel, *hkhn hgdl*, in der aramäischen Inschrift auf Hebräisch erscheint.⁷ Einige der Osteothekinschriften verzeichnen Einzelpersonen wie auch Familien, deren Ursprung weit von Jerusalem entfernt lag, etwa Palmyra, Syrien, Alexandria (no. 98) oder Nordafrika (no. 170), wenngleich bislang keine Inschriften gefunden wurden, die über die westliche Diaspora Auskunft geben. Der Herkunftsort *Capua* einer gewissen Maria wird in CIIP I.1, dem Argument von Shimon Dar folgend,⁸ nicht mit der italienischen Stadt identifiziert, sondern mit einer kleinen jüdischen Gemeinde im Hermon. Ähnlich spärlich bleiben die weiteren Informationen, welche uns die Inschriftentexte bieten: Shalom, die Tochter eines Sha'uls, starb bei der Geburt ihrer gleichnamigen Tochter (no. 25), ein Nasiräer namens Yehonatan scheint offensichtlich seine Gelübde auf Lebenszeit abgelegt oder zumindest weiterreichende Berühmtheit erlangt zu haben,⁹ denn während wir in der Grabinschrift seines Sohnes Hananiya (no. 70) noch seinen Namen erfahren, wird er in der Grabinschrift seiner Schwiegertochter Shalom (no. 72) lediglich als „der Nasiräer“ bezeichnet. Die Gebeine einer Frau namens 'mk' wurden nach ihrem Tod von ihrem Sohn Yosef (Sohn des El'asa Artaka) nach Jerusalem gebracht (no. 225). Mehrere Inschriften nennen Proselyten, etwa Ioudan aus Tyrus (no. 174), Zenas und seinen Sohn mit dem für Juden in Palästina, gerade für Proselyten, unüblichen Namen Diogenes (no. 181) oder die Proselytinnen Shalom (no. 190) und Maria aus Delos (no. 238). Außerdem erfahren wir auch, was eine Osteothek gekostet hat, nämlich ein *reva* und vier *me'ot* (no. 91, vgl. auch no. 471, bei dem wohl nur der Preis für die künstlerische Ausgestaltung festgehalten wurde, sowie die Liste aus Bethphage, no. 693). Insgesamt reichen die Textzeugnisse der Inschriften von sehr ordentlich ausgeführten Buchstabenformen und ausgesprochen aufwendig gestalteten Osteotheken hin zu gänzlich undekorierten und mit sichtlich ungeübter Hand

7 Vgl. Ios. Ant. Iud. 18, 123–124 (Lucius Vitellius d. Ä. ersetzt als Statthalter von Syrien den bisherigen Hohepriester Jonathan durch dessen Bruder Theophilos) und 19, 297 (Ersetzung des Theophilos durch Simon Cantheras unter Agrippa).

8 Sh. Dar: *The History of the Hermon Settlements*. PEQ 120, 1988, 26–44, insbesondere S. 29.

9 Bestandteile des gegenüber Gott geleisteten Eides der Nasiräer sind nach Num. 6, 1–21 unter anderem der Verzicht auf alkoholische Getränke, Weintrauben, Rosinen und Essig, das Wachsenlassen von Bart und Haaren sowie das Fernbleiben von Gräbern oder leblosen Körpern. Meist wurden solche Eide für eine bestimmte Zeit abgeschlossen, etwa dreißig oder hundert Tage. Vgl. auch S. Chepey: *Nazirites in Late Second Temple Judaism*. Leiden 2005.

geschriebenen Inschriften. Deutlich günstiger als eine Inschrift war dann sicherlich das Anbringen einer aufgemalten Beschriftung, wofür sich allerdings keine Beispiele erhalten haben (10).

Wenngleich auch in anderen Regionen Israels/Palästinas Osteotheken gefunden wurden, so stammt doch die große Mehrheit aus Jerusalem. Aus diesem Grund haben sich die Herausgeber entschieden (10), auch mit Inschriften versehene Knochenkästen unbekannter Provenienz in den Band CIIP I.1 aufzunehmen, um eine möglichst vollständige Sammlung dieser Inschriftengattung zu erzielen. Dass all diese Texte nun erstmalig an einer Stelle publiziert sind, wird zweifelsohne zukünftige Spezialstudien deutlich erleichtern. Umso mehr schmerzt es deswegen, dass CIIP I.1 keinerlei Indices enthält, zumal die Herausgeber in der Einleitung (viii) das Fehlen eines allgemeinen Index in Band I.1 auch damit entschuldigen, dass wenigstens ein Verzeichnis der Personennamen beigegeben sei. Dieses fehlt allerdings und dürfte sicherlich von vielen Benutzern schmerzhaft vermisst werden. Auch wenn ein solcher Index mit großer Wahrscheinlichkeit in CIIP I.2 nachgeliefert werden dürfte, macht das Fehlen eines Personenindex die Verwendung von CIIP I.1 gewissermaßen zu einem Glücksspiel oder bereitet unnötig lange Verzögerungen beim Suchen. Es wäre zu begrüßen, wenn die Herausgeber, wie in der Einleitung auch vage angedeutet, verschiedene Indices im Internet nachtragen würden.

Abgesehen von den fehlenden Indices lassen sich nur Schönheitsfehler und einige seltsam anmutende Kategorisierungen finden. Etwas lieblos geraten ist die omnipräsente Kopfzeile auf jeder linken Seite „up to the destruction of the Temple“; das erscheint an dieser Position auf jeder Seite unnötig und hätte vielmehr auf den Umschlag des gesamten Bandes gehört, geht doch aus dem Titel von CIIP I.1 schließlich keineswegs hervor, dass es nur Inschriften bis zum Jahr 70 n. Chr. beinhaltet. Dass die Inschriften von Alexander dem Großen bis zur Tempelzerstörung mit „Hellenismus“ überschrieben sind, ist nachvollziehbar, hätte allerdings vielleicht doch einer etwas eingehenderen Begründung bedurft. Zuletzt kann man sich auch fragen, wie glücklich die Wahl des Namens für das Corpus insgesamt ist, denn so recht gehen die beiden Bezeichnungen *Iudaea* und *Palaestina* nicht zusammen. Freilich werden weit mehr Inschriften im Gesamtprojekt ediert denn in der Region *Iudaea* zu finden wären – während weite Teile der antiken Provinz(en) *Palaestina* ja eben nicht aufgenommen sind, da sich die Sammlung auf das Staatsgebiet des modernen Israel/Palästina beschränkt. Man kann annehmen, dass die Sammlung mit ihrem lateinischen Titel den Eindruck einer von der politischen Realität der Gegenwart unabhängige Beständigkeit evozieren möchte, was durchaus verständlich und angemessen ist. Auch wenn *Iudaea/Palaestina* nicht unbedingt eine völlig passende Wahl ist, so muss man doch auch zugeben, dass wenig andere Optionen zur Verfügung stehen. Dies sind nur Kleinigkeiten, die der Qualität des ausgezeichneten Bandes keinen Abbruch tun. Man darf sich auf die weiteren Teilbände freuen, die

laut Ankündigung unabhängig von den Bandnummern erscheinen. CIIP II ist bereits erschienen und beschäftigt sich mit der zentralen Küstenregion mit *Caesarea Maritima* als zentralem Hauptort.¹⁰ Kommende Bände werden die südliche Küstenlinie, Galiläa und die nördliche Küste mit Akko, die Golanhöhen,¹¹ Samaria, Judäa (ohne Jerusalem) und Idumäa sowie den Negev behandeln, ein neunter Band wird dann Meilensteine, auch anepigraphische (sofern ihr originaler Fundort bekannt ist), verzeichnen.

An dieser Stelle soll nun auch darauf eingegangen werden, dass der Band CIIP I.1 überdies noch über eine historische Einleitung verfügt, die von Benjamin Isaac verfasst wurde. Freilich wäre es erstrebenswert gewesen, in diesen Text etwas stärker die tatsächlich in CIIP I.1 erfassten epigraphischen Zeugnisse miteinzubeziehen, was nur selten der Fall ist, und es stimmt verwunderlich, dass die historische Einleitung eine wiederum geringfügig andere Periodisierung verwendet als die vom Herausgeberteam im Vorwort vorgeschlagene Einteilung des Gesamtbandes. Beide Punkte allerdings ändern nichts daran, dass Benjamin Isaac hier ein vorbildlicher und in seiner Schwerpunktsetzung erfrischend neuer Einstieg in die Geschichte Jerusalems in griechisch-römischer bis frühbyzantinischer Zeit gelungen ist, was sicherlich auch darin begründet liegen mag, dass der Verfasser über außerordentlich gute Kenntnisse der modernen Forschungsliteratur verfügt. Seine unpräzise mit „Jerusalem – an introduction“ betitelte Text gliedert sich in vier Abschnitte:¹² Zuerst behandelt er Jerusalem als Hauptort Judäas vor dem Jahre 70 (1–10), im Anschluss daran die Stadt von der römischen Zerstörung bis zum Bar Kokhba-Aufstand (10–17), daraufhin die Zeit von *Aelia Capitolina* (von Hadrian bis Konstantin) (18–26) sowie am Ende die spätantik-frühbyzantinische Zeit bis zur muslimischen Einnahme Jerusalems (26–37).

10 Siehe nun: W. Ameling/H. Cotton/W. Eck u. a. (Hrsgg.): CIIP 2. Caesarea and the Middle Coastland, 1121–2160, Berlin: de Gruyter 2011, auch in Verbindung mit C. M. Lehmann/K. Holum (Hrsgg.): The Greek and Latin inscriptions of Caesarea Maritima, Boston: The American Schools of Oriental Research 2000 (= Joint expedition to Caesarea Maritima excavation reports 5).

11 Dieser Band wird gerade auch eine willkommene Ergänzung zu den jüngst vorbildlich edierten Inschriften des Hermon im Rahmen der „Inscriptions Grecques et Latines de la Syrie“ darstellen, vgl. J. Aliquot (Hrsg.): Inscriptions Grecques et Latines de la Syrie – Tome 11: Mount Hermon (Liban et Syrie), Beirut: Presses de l’Institut français du Proche-Orient 2008 (= Bibliothèque archéologique et historique 183).

12 Etwas verwunderlich ist, dass dadurch die Einleitung eine leicht andere Periodisierung erhält als der Gesamtband CIIP I, der in drei Abschnitte unterteilt ist, nämlich 1) Hellenismus bis 70. n. Chr. – 2) römische Zeit bis zur Herrschaft Kaiser Konstantins – 3) Spätantike bis zur arabischen Eroberung Jerusalems.

Isaac beginnt seine Einführung mit einer kurzen Blütenlese verschiedener Erwähnungen der Stadt bei griechischen und lateinischen Autoren (bzw. einer Inschrift, Dessau 264) des dritten vorchristlichen bis zum zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, welche alle – wenngleich in unterschiedlich starker Ausprägung und mit variierenden Begründungen – einen Lobpreis Jerusalems anstimmen. Hier hätte man freilich, der linguistischen Vielfalt des Bandes entsprechend, auch Quellentexte in semitischen Sprachen einfließen lassen können. Der Verfasser bemerkt zurecht, dass Jerusalems Schönheit, Bedeutung und seine stilisierte strategische Uneinnehmbarkeit (letztere freilich oftmals als *vaticinium ex eventu* verwendet) gerade für Nichtjuden ab ptolemäischer und seleukidischer Zeit offensichtlich weithin bekannt waren, sich allerdings gerade nicht in den epigraphischen Zeugnissen widerspiegeln (3). Mit Ausnahme von hasmonäischen Siegeln und Ostraka steht es um sicher datierbares epigraphisches Material aus der Stadt vor der Herrschaft des Herodes schlecht. Ähnlich verhält es sich mit bildlichen Darstellungen; aus der Zeit vor 70 n. Chr. wissen wir von keiner einzigen Statue in der Stadt oder von Fresken aus Gebäuden und Grabkammern (8). Für die Juden hingegen stellte die Stadt bekanntermaßen das wichtigste Pilgerziel dar (vgl. Deut. 16, 16), was auch für die hier behandelte hellenistische Zeit am deutlichsten den heiligen Status der Stadt als ὄμφαλος Judäas – aber eben auch der Diaspora – bekräftigt.¹³

Dem eher geistesgeschichtlich angelegten ersten Abschnitt der Einleitung fügt Isaac einen Appendix zu den Grabkammern in der Jerusalemer Peripherie bei, der prägnant auf die Besonderheiten der etwa neuhundert bisher entdeckten Gräber (mit ihren mehr als 2000 Osteotheken) eingeht: Anders als in den meisten hellenistischen und römischen Städten lagen die Gräber außerhalb von Jerusalem weder an großen Ausfallstraßen, noch hatten sie einen publikumswirksamen, ostentativen Charakter. Neuanlagen wie Sekundärverwendungen von jüdischen Kammern wurden ab dem Jahr 70 n. Chr. selten und kamen spätestens nach dem Bar Kokhba-Aufstand gänzlich zum Erliegen. Als gutes Beispiel für eine Weiterverwendung führt Isaac die drei Akeldamagräber im Kidrontal an (nos 288–311), bei denen sich drei verschiedene Nutzungsphasen aufzeigen lassen: Auf jüdische Sekundärbestattungen aus dem ersten Jahrhundert vor oder nach der Zeitenwende folgten römische Bestattungen bis hinein ins dritte oder vierte Jahrhundert. In einer dritten Phase wurden die gleichen Grabkammern dann für christliche Bestattungen bis hin zum sechsten Jahrhundert genutzt (10).

Mit dem Ende dieses ersten Abschnittes ergibt sich gewissermaßen ein versteckter Bruch, schließlich enden doch hier bereits die in CIIP I.1 dokumen-

13 An dieser Stelle hätte sich ein Verweis auf einen wichtigen Sammelband zu diesem Thema angeboten, auf den dann erst zwanzig Seiten später in einem anderen Zusammenhang (FN 199 auf S. 27) verwiesen wird: L. Levine (Hrsg.): *Jerusalem: its sanctity and centrality in Judaism, Christianity and Islam*. New York 1998.

tierten Inschriften. Auch wenn vom Verlag CIIP I.2. mit den Inschriften von 70–640 n. Chr. bereits für weniger als ein Jahr nach Erscheinen des ersten Teilbandes angekündigt ist, so ist es doch etwas unerfreulich, dass offensichtlich zum Zeitpunkt der Drucklegung von Isaacs Einleitung die Inschriftennummern des zweiten Teils noch nicht zur Verfügung standen. Aus diesem Grund verweisen etliche Fußnoten der folgenden 27 Seiten gewissermaßen ins Leere (es wird einzig auf den zweiten Teilband verwiesen, etwa in den Fußnoten 67, 91, 92, 93 und 137; Angaben, die dem Leser wenig hilfreich sein dürften).

Ausführlich widmet sich Isaac im zweiten Abschnitt seiner Einleitung (10–17) den lediglich etwa sechzig Jahren zwischen Erstem und Zweitem Jüdischen Aufstand, wobei er erneut auf den Sonderweg Jerusalems eingeht – war doch die Stationierung der *legio X Fretensis* innerhalb der Stadt eine zumindest nicht gewöhnliche Praxis. Auch wenn sich Bosra, Dura Europos oder Palmyra als Vergleichsbeispiele anführen lassen (13), bleibt die Stationierung der Legion in einer zerstörten Stadt ohne wirklichen Präzedenzfall. Etwas verwunderlich stimmen hingegen Isaacs recht umfangreiche Ausführungen (15–17), dass es nach der römischen Zerstörung 70 n. Chr. kein jüdisches Siedlungsverbot gegeben habe – was bis hin zu hadrianischer Zeit ja sowieso nicht angenommen wird. Die hier verwendeten Quellen stammen allesamt aus späterer Zeit (Eusebius, Epiphanius, Bordeauxpilger sowie einige Verweise aus rabbinischer Literatur). Sie sind an dieser Stelle der Einleitung nicht unbedingt richtig eingeordnet und hätten eher Verwendung im folgenden Abschnitt gefunden, der sich mit der Neugründung von *Aelia Capitolina* beschäftigt. An dieser Stelle hätten auch die jüngsten Grabungen am Vorplatz der Westmauer des Tempelbergs (2005–2009) mit den neuen Funden aus der frühen Regierungszeit Hadrians Erwähnung finden können, die auch Cassius Dios Datierung der *colonia*-Gründung vor dem Bar Kokhba-Aufstand untermauern.¹⁴ Die Datierungsprobleme bezüglich der Gründung von *Aelia Capitolina* stellt Isaac allerdings in großer Klarheit dar (18–19), schließt seiner Diskussion eine Aufstellung der mit großer Sicherheit auf diese Phase der Stadtentwicklung datierbaren Bauten und Funde an (20–22) und geht dann erneut auf die Frage ein, ob Juden das Leben in der Stadt gestattet war, wobei er völlig zurecht auf die Voreingenommenheit der christlichen Autoren verweist. Talmudische Quellen erwähnen einige berühmte jüdische Individuen in der Stadt und berichten von jüdischen Pilgerfahrten nach Jerusalem. Diesen Überlegungen schließen sich Fragen zur christlichen Präsenz in der Stadt an, Isaac geht von vereinzelt frühen Pilgern aus – wie etwa Melito von Sardis – deren Besuche in Jerusalem freilich nicht von der gesamten Forschung als Pilgerreisen angesehen werden.

In ähnlicher Ausführlichkeit wendet sich Isaac dann Jerusalem in der Spätantike zu. Die einstmalige heilige Stadt des Judentums wurde zu einer des Chri-

14 Der vorläufige Bericht ist auf der [Internetseite der Israelischen Antikenverwaltung](#) abrufbar.

stentums, wie Isaac erneut vor allem mit archäologischem Material und durch die immer dichter werdende Menge an Quellentexten nachzeichnet. Der Bogen schließt sich, wenn Isaac am Ende seines Textes die Einstellungen einzelner berühmter spätantiker Jerusalemer zur Stadt wiedergibt. Hier sollte freilich der Abneigung des Hieronymus nicht zu viel Bedeutung zugemessen werden (28), – ebenso wenn etwas später Isaac die *Vita Barsaumae*, deren Quellenwert einer kritischen Überprüfung wohl nur in den seltensten Fällen standhalten wird, und die späten Annalen des Eutychius von Alexandria (†940) als einzige Belege heranzieht für eine konstantinische(?) Bestätigung des Verbotes für Juden, Jerusalem zu betreten (29). Beim derzeitigen Quellenstand müssen diesbezüglich wohl alle Ausführungen Mutmaßungen bleiben. Auch wenn ihr Ausmaß umstritten sein mag, so gab es wieder jüdische Pilgerfahrten, wie auch eine Inschrift von der Westmauer des Tempels zeigt, die ins vierte nachchristliche Jahrhundert datiert wird, aber auch, wie Isaac kritisch anmerkt, aus deutlich späteren Zeiten stammen kann. Auch sie ist freilich in CIIP I.1 noch nicht zu finden. Zu Isaacs Ausführungen zur gescheiterten Tempelwiedererrichtung unter Julian lässt sich der wichtige Aufsatz von François Blanchetière nachtragen;¹⁵ sein Abriss über die Entwicklung der christlichen Sakrallandschaft in Jerusalem allerdings (30–32) bietet gegenwärtig sicherlich den besten Überblick in dieser Kürze und ergänzt Michele Piccirillo kurze Abhandlung über die Jerusalemer Kirchen.¹⁶ Hinsichtlich der Bautätigkeit der Kaiserin Eudocia in der Stadt muss angemerkt werden, dass die Fragen zur Errichtung der Stadtmauer nicht so abschließend geklärt sind, wie es sich bei Isaac darstellen mag.¹⁷ Auch die von Eudocia in Auftrag gegebene Stephanskirche wurde eben gerade nicht am Ort der Steinigung des Protomärtyrers errichtet, wie Isaac behauptet,¹⁸ was dann eine Seite weiter (33) die Aussage relativiert, Justinians *Nea* sei die

- 15 F. Blanchetière: Julien philhellène, philosémite, antichrétien. L'affaire du temple de Jérusalem (363). *Journal of Jewish Studies* 31, 1980, 61–81.
- 16 M. Piccirillo: Churches in Jerusalem, in R. Schick/Z. Kafafi (Hrsgg.): *Jerusalem before Islam*, Oxford 2007 (= BAR International Series 1699), 189–199 sowie ebendort R. Schick, *Byzantine Jerusalem*, 169–188.
- 17 Jüngst hat Shlomit Weksler-Bdolah ausgehend vom archäologischen Befund vorgeschlagen, unter Umständen nicht Aelia Eudocia, sondern Aelia Eudoxia, die Ehefrau des Arcadius und Mutter des Theodosius II. als Erbauerin der Mauer in Erwägung zu ziehen: Sh. Weksler-Bdolah: *The fortifications of Jerusalem in the Byzantine period*. *Aram* 18/19, 2006/2007, 85–112.
- 18 K. Bieberstein/H.-W. Bloedhorn: *Jerusalem: Grundzüge der Baugeschichte vom Chalkolithikum bis zur Frühzeit der osmanischen Herrschaft*. 3 Bde, Wiesbaden 1994, II, 231–232.

erste Jerusalemer Kirche, die nicht an einen bestimmten heiligen Ort bzw. ein Ereignis erinnere.¹⁹

Auch dies sind nur kleine Schönheitsfehler; Isaac ist ein für dieses Format mehr als vollständiger und doch erfrischender Überblick gelungen, der auch zur Lektüre unabhängig vom Gesamtband lohnt und dabei dem hohen Standard von CIIP I.1 völlig gerecht wird.

Konstantin M. Klein, Oxford
konstantin.klein@classics.ox.ac.uk

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

19 Zur Weihung der *Nea*-Kirche siehe auch die beiden Aufsätze: K. Trampedach: Die Konstruktion des Heiligen Landes. Kaiser und Kirche in Palästina von Konstantin bis Justinian, in: M. Sommer (Hrsg.): Die Levante. Freiburg: Arnold-Bergstraesser-Institut 2001, 83–110 sowie Ders.: Reichsmönchtum? Das politische Selbstverständnis der Mönche Palästinas im 6. Jahrhundert und die historische Methode des Kyrill von Skythopolis. *Millenium* 2, 2005, 271–296.

Ferdinand R. Prostmeier/Horacio E. Lona (Hrsgg.): *Logos der Vernunft – Logos des Glaubens*. Berlin/New York: De Gruyter 2010 (Millennium-Studien/Millennium Studies 31). VIII, 338 S. EUR 109.95. ISBN 978-3-11-024726-8.

Diese Sammlung von 13 Studien ist „Edgar Früchtel zum 80. Geburtstag“ gewidmet (S. V), stellt also eine „Festschrift“ dar für „einen Gelehrten, der gerne im Grenzgebiet zwischen der klassischen Antike und der altchristlichen Literatur sachkundig zu wandern weiß“ (S. 3).¹ Diese schön produzierte Festschrift ist zwar ein bunter Strauß wie so manche von diesen „recht merkwürdigen Werken“ (S. 3), wird aber zusammengebunden durch den in sich vieldeutigen Begriff *λόγος* und lateinische Äquivalente wie *oratio*, *ratio*, *sermo* oder *verbum*. Zu einem nicht geringen Teil erlaubt dieser Sammelband Einblick in die seit 1992 stattfindenden Jahressitzungen der „Arbeitsgemeinschaft Zweites Jahrhundert“ einerseits und in das Projekt „Kommentar zu frühchristlichen Apologeten“ (KfA) samt Ergänzungsbänden (KfA.E) andererseits. Wer die einzelnen Beiträge mit noch größerem Gewinn lesen will, wird gut daran tun, sich zunächst zum ersten oder auch zum wiederholten Mal einen Überblick zu verschaffen mit Hilfe von Liddell/Scott/Jones, *A Greek-English Lexicon* und Lampe, *A Patristic Greek Lexicon* (jeweils s. v. *λόγος*). Auch ein kurzer Blick in eine Philosophiegeschichte wird hilfreich sein.²

Peter von Möllendorff, Ordinarius für Gräzistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen,³ eröffnet mit seinem Beitrag „*Λόγος ἄπιστος*. Der Logos als Helfer und Gegenspieler bei Lukian“ (S. 5–24) die erste Gruppe „jene[r] Aufsätze, die sich vornehmlich mit Vertretern der römisch-hellenistischen Kultur befassen“ (S. 1). In seiner durch zu viele neudeutsche Begriffe⁴ angereicherten Gelehr-

- 1 Oberstudiendirektor i. R. Edgar Früchtel, geboren 29.11.1929 in Frankenthal, wurde vor kurzem zum Honorarprofessor an der Universität Bayreuth ernannt. Internationale Anerkennung fand er durch seine Dissertation: *Weltentwurf und Logos. Zur Metaphysik Plotins* (Philosophische Abhandlungen, Bd. XXXIII). Frankfurt: Vittorio Klostermann, 1970.
- 2 Als Einstieg empfehle ich z. B. H. Rosenau: *Hellenistisch-römische Philosophie*, in J. Zangenberg (Hrsg.): *Neues Testament und Antike Kultur*. Bd. 3: *Weltauffassung – Kult – Ethos*, Neukirchen-Vluyn 2005 (= Lizenzausgabe Darmstadt 2011), S. 1–21, bes. S. 1–5 (Stoa) und 10–14 (Platonismus).
- 3 Da dem Sammelband leider kein Mitarbeiterverzeichnis beigegeben wurde, liefere ich im Folgenden kurze Informationen zu den einzelnen Autoren. Peter von Möllendorff war einer von Prostmeiers Kollegen in Gießen (vgl. „mein“ in der Einleitung der beiden Herausgeber, S. 4).
- 4 Eine kleine Auswahl aus den ersten Seiten: „okkasionell“ (S. 5), „reüssieren“ (S. 6), „repliziert“ (S. 7), „signifikant“ (S. 9, wo sich die Begriffe besonders

tensprache führt er die Leser in die Welt der öffentlichen Redner, die in den Schriften des Lukian von Samosata (ca. 120 bis ca. 180) eine große körperliche und geistige Rolle spielen. Wem es gelungen ist, das umfangreiche griechische Zitat aus Lukians *De Domo* (Περὶ τοῦ οἴκου) 14–15 aufzuspüren und zu verstehen (S. 20), wird gerne im ersten Band und in den weiteren sieben LCL-Bänden weiterlesen und auf eine griechisch-deutsche Gesamtausgabe hoffen. Insofern ist dieser erste Beitrag insgesamt eine lohnende und anregende Einführung in die Schriften des gebildeten Satirikers und Reise-Rhetors.⁵

Mitherausgeber Horacio E. Lona ist Ordinarius emeritus für Exegese des Neuen Testaments in Benediktbeuern (außerdem regelmäßiger Gastprofessor in Argentinien) und durch seinen schon 2005 erschienenen Kommentar zu den bei Origenes erhaltenen Fragmenten der Schrift Ἀληθῆς λόγος des platonischen, den Christen gegenüber feindlich gesinnten Philosophen Kelsos (KfA.E 2) für den Beitrag „Wahrer Logos – Logos der Wahrheit. Der Umgang des Kelsos mit der Bibel“ als Kenner bestens ausgewiesen. Er sagt selbst, dass die Übersetzung der „Wendung platonischer Herkunft“ durch „Wahrer Logos“ nur teilweise zutrifft, weil λόγος auch durch „Rede“, „Vernunft“ oder „Gedanke“ übersetzt werden kann. Wichtiger ist, dass für den Polemiker „die christliche Lehre kein λόγος τῆς ἀληθείας, sondern ein ψευδῆς λόγος“ ist, „der als solcher entlarvt werden soll“ (S. 26). Lona behandelt „Biblische Zitate und Anspielungen“ in Cels. 1, 28–2, 79 (S. 27–37), 3, 1–5, 65 (S. 37–43) und 6, 1–8, 75 (S. 43–48). Statt einer wiederholenden Zusammenfassung diskutiert er im „Schluss“ (S. 48–51) zwei wichtige Fragen, nämlich „die Frage nach dem *Ort der Aneignung der biblischen Inhalte*“ (S. 48) und die Frage nach „der *Hermeneutik* des Kelsos im Umgang mit der Bibel“ (S. 50). Während seit Ende des 2. Jh. einige der an Jesus als den Christus Glaubenden „immer wieder versuchten, die Nähe der christlichen Botschaft zum Platonismus glaubhaft zu machen“ (S. 51, Anm. 47), sind für Kelsos ἀληθῆς λόγος und christlicher λόγος τῆς ἀληθείας „nicht kompatibel“ (S. 51).

Jörg Ulrich, Ordinarius für Alte Kirchengeschichte und Patrologie an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg, behandelt in seinem Beitrag „Widersprüchlichkeit und Kohärenz. Beobachtungen zu einem Argument der Polemik und Apologetik im zweiten Jahrhundert“ (S. 53–75) zunächst vorbild-

häufen). Nach „Performativisierung“ (S. 10) habe ich es aufgegeben, diese „Arbeit des λόγος an der Bildung“ (S. 11) deutscher Wörter durch Anstreichung hervorzuheben.

5 Wegen der besonderen Anlage der Festschrift weise ich zur Ergänzung des Literaturverzeichnisses (S. 14) hin auf Hans Dieter Betz: Lukian von Samosata und das Christentum, *Novum Testamentum* 3 (1959) 226–237, und seine viel zu wenig beachtete Dissertation: Lukian von Samosata und das Neue Testament. Religionsgeschichtliche und paränetische Parallelen. Ein Beitrag zum *Corpus Hellenisticum Novi Testamenti* (TU 76 = V. Reihe, Bd. 21). Berlin 1961.

lich einzelne Stellen aus den Schriften von Justin, Athenagoras, Theophilus, Tertullian⁶ und Hermias (S. 54–61). Bei der Untersuchung der jüdischen Hintergründe des „Widersprüchlichkeitsarguments“ stoßen wir auf Philo und Josephus (S. 61–64).⁷ Dieses Argument wurde auf beiden Seiten eingesetzt, sowohl in der Polemik der Heiden gegen die Christen (S. 64–68) als auch in der Verteidigung der Christen (S. 68–71).⁸

Ganz vorzüglich ist der Beitrag von Thomas Johann Bauer: „Einen missglückten Auftritt retten. 2 Kor 10,10f. und die rhetorische Kultur der frühen Kaiserzeit“ (S. 77–108). Bauer, Altphilologe und Neutestamentler zugleich, ist derzeit noch Akademischer Rat an Prostmeiers Lehrstuhl in Freiburg. Er gibt einen Einblick in die durch die Arbeiten von Hans Dieter Betz angestoßene Rezeption antiker rhetorischer Theorie und zeigt, wie problematisch ein einziges Sätzchen in der erhaltenen Korrespondenz des Paulus mit den Christen in Korinth sein kann und wie viele Einzelheiten wir nicht kennen. Der durch den in Tarsus rhetorisch geschulten Apostel verkündete „christliche λόγος musste in seiner äußeren Gestalt schön und wohlklingend sein und seine Verkündiger mussten ihn unter vollem Einsatz von Körper und Stimme auf der Bühne der Welt zur Sprache bringen“ (S. 103).⁹ Bauers Beitrag eröffnet die zweite Gruppe der „Aufsätze, die zunächst auf einen christlichen Autor Bezug nehmen, um dann eine Brücke zum jeweiligen kulturellen Hintergrund zu schlagen“ (S. 2).

Der zweite Aufsatz der zweiten Gruppe stammt von Prostmeiers Kollegen Thomas M. Böhm: „Ptolemäische Gnosis bei Hegel? Anmerkungen zur Interpretation des Johannesprologs durch Amelius“ (S. 109–128). Der Autor, Ordinarius für Alte Kirchengeschichte und Patrologie an der Albert-Ludwig-Universität Freiburg, bringt nun endlich den „Logos“ von Joh 1, 1–14 ins Spiel, den gar nichts mit dem übrigen Gebrauch von λόγος im vierten Evangelium verbindet. In Hegels Übersetzung von Joh 1, 1c („und Gott *war* der Logos“)

6 Die Habilitationsschrift von Tobias Georges, die der KfA-Mitherausgeber erwähnt (S. 60, Anm. 19), ist inzwischen erschienen: Tertullian, >Apologeticum<, übersetzt und erklärt (KfA 11). Freiburg/Basel/Wien 2011.

7 Bei „Siegert“ (S. 62, Anm. 28f.) muss es sich handeln um Folker Siegert: Flavius Josephus, Über die Ursprünglichkeit des Judentums (Contra Apionem). Göttingen 2008. Mit „Martin Vogel“ ist Manuel Vogel gemeint (vgl. S. 64f., Anm. 40f.).

8 Bei den Stichwörtern „Häresie und Orthodoxie“ vermisse ich einen Hinweis auf Walter Bauer: Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum. 2. Aufl. mit einem Nachtrag von Georg Strecker (BHTh 10). Tübingen 1964. Im ausführlichen Literaturverzeichnis (S. 73–75) vermisse ich außerdem das grundlegende Werk von Geffcken (vgl. z.B. S. 146, 227).

9 Auf den Gegensatz „λόγος des Glaubens“ – „λόγος der Vernunft“, der offenbar vom Titel her vorgegeben war, gehe ich später ausführlicher ein (s. u. zum Beitrag von Lechner).

wird vernebelt, dass θεός hier Prädikatsnomen ist. Der für den vorliegenden Band wichtige Teil des Aufsatzes ist dem Neuplatoniker Amelios (3. Jh.) gewidmet und führt in Auseinandersetzung mit Jens Halfwassen zu neuen Einsichten (S. 114–121), die von den Freunden des Johannesevangeliums zur Kenntnis genommen werden sollten.

Josef Lössl ist Professor of Historical Theology and Intellectual History am Cardiff University Centre for Late Antique Religion & Culture (CLARC). Sein schöner Beitrag, „Zwischen Christologie und Rhetorik. Zum Ausdruck ‚Kraft des Wortes‘ (λόγου δύναμις) in Tatians ‚Rede an die Griechen‘“ (S. 129–147), zeichnet sich formal dadurch aus, dass der kleingedruckte Fußnotentext mehr als zwei Drittel des Gesamtumfangs einnimmt. Daran hätte sich quantitativ kaum etwas geändert, wenn der griechische Text von orat. 5 und 7, 1–4 nach der Ausgabe von Marcovich parallel neben die hilfreiche Übersetzung gestellt worden wäre (S. 136–141).¹⁰ Die „Überlegungen“ von W. Kinzig (S. 132, Anm. 14) hätten Aufnahme ins Literaturverzeichnis verdient. In Joh 1, 1c steht nicht ὁ θεός, sondern nur θεός (S. 136, Anm. 33). Die Übersetzung von τὸ ἀπτεξούσιον durch „[u]nsere Freiheit“ (S. 141, Anm. 53) ist ein wenig zu frei.

Thomas Lechner, Oberstudienrat in München, gibt uns mit der detaillierten und materialreichen Studie, „Süße Lust des Logos. Die Vorrede zum Protreptikos des Clemens von Alexandrien und die *prolaliai* der Zweiten Sophistik“ (S. 149–205), einen weiteren Einblick in seine Arbeit am KfA-Kommentar. Wenn er den Plural „Prolalien“ benutzt, hätte er statt „Prolalia“ (passim) auch den Singular „Prolalie“ wählen können (vgl. z. B. Glossolalie). Wie er auf den hübschen Ausdruck „Süße Lust“ gekommen ist, wird erst später klar. Sowohl ἡδονή als auch γλυκύτης sind nämlich Kennzeichen gelungener λαλιά (S. 161 u. ö.). Dass schon 2500 Jahre vor der sogenannten Entmythologisierung „ein kritischer und kreativer Umgang mit Mythen nicht nur erlaubt, sondern philosophisch gefordert“ war (S. 176), darf man Altphilologen und Patristikern ins Stammbuch schreiben. Die Übersetzung von λόγος durch „Vernunft“ (S. 197) führt zu der Frage, ob nicht „Logos der Vernunft“ eigentlich eine Tautologie ist. Der Titel des zu besprechenden Buches darf ja nicht zu dem modernen Missverständnis führen, bei „Vernunft“ und „Glauben“ handele es sich um Gegensätze. Ähnlich wie bei Bultmanns „Glauben und Verstehen“ handelt es sich eher um komplementäre Begriffe.¹¹

¹⁰ Text und Übersetzung von orat. 7, 1–4 stehen wenigstens untereinander auf denselben Seiten (S. 140 f.). Bei der Aufzählung der „modernen Editionen“ vermisste ich einen Hinweis auf die Handausgabe von Edgar J. Goodspeed (Hrsg.): Die ältesten Apologeten. Texte mit kurzen Einleitungen. Göttingen 1914 (Nachdruck 1984), 266–305 (*Oratio ad Graecos*). Soeben angekündigt ist eine Neuausgabe mit Übersetzung von Jörg Trelenberg: Tatianos, *Oratio ad Graecos*/Rede an die Griechen (BHTh). Tübingen 2011.

¹¹ Der zu „Butterworth 1916“ (S. 195, Anm. 209 f.) gehörende Titel fehlt leider im

Auch der Herausgeber Ferdinand R. Prostmeier, Ordinarius für Neutestamentliche Literatur und Exegese an der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität, lässt uns mit seinem interessanten Beitrag, „Der Logos im Paradies. Theophilus von Antiochia und der Diskurs über eine zutreffende theologische Sprache“ (S. 207–228), in die Werkstatt des geplanten KfA-Kommentars blicken. Die zwei untersuchten Texte, Autol. I 3 (S. 213–219) und II 22 (S. 219–225), werden sehr übersichtlich gegliedert und erscheinen jeweils mit Übersetzung auf parallelen Seiten. Mit der deutschen Übersetzung bin ich nicht immer einverstanden. Der Akkusativ $\alpha\upsilon\tau\acute{\omicron}\nu$ am Anfang von I 3, 2 gilt m. E. auch für die nächsten Zeilen. Dann muss es heißen: „Denn wenn ich ihn Licht nenne, . . . wenn ich ihn Logos nenne, usw.“ (S. 215). Statt „nenne ich“ im jeweils zweiten Teil der Sätze sollte man dann vielleicht „meine ich“ oder „erwähne ich“ wählen, um den Unterschied zwischen $\epsilon\acute{\iota}\pi\omega$ und $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omega$ sichtbar zu machen. Die Übersetzung von II 22, 1 („wie kannst du jetzt von ihm [d. h. Gott] sagen, im Paradies umherzuwandeln“) ist eigentlich kein Deutsch. In 22, 2 wird $\pi\rho\acute{o}\sigma\omega\pi\omicron\nu$ kaum zutreffend durch „Stelle“ übersetzt. Den Schluss von 22, 4 würde ich anders übersetzen: „sondern, dass er den Logos zeugte und mit seinem Logos immer Umgang hatte“ (S. 221). In der Übersetzung von Joh 1, 1 würde nur durch Betonung von „Gott“ klar, dass $\theta\epsilon\acute{o}\varsigma$ Prädikatsnomen ist. Sowohl die Übersetzung als auch die Interpretation von 22, 6 (S. 224) sollte Prostmeier für seinen Kommentar noch einmal überdenken.¹²

Uta Heil ist Privatdozentin für Ältere Kirchengeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Hauptteil ihres gewichtigen Beitrags, „Menschenliebe im Superlativ. Zur Rezeption der christlichen Lehre von der Feindesliebe bei Athenagoras“ (S. 229–252), ist eine „Analyse von Legatio sive supplicatio pro Christianis 11 f.“ (S. 234). In der einführenden „Fragestellung“ (S. 229–232) wüsste man gerne, aus welchem Band von Harnacks Lehrbuch der Dogmengeschichte die Zitate stammen. Eine Klärung der modernen Begriffe „Atheismus“ und „Atheisten“ (S. 233 u. ö.) wäre hilfreich gewesen. Das Adverb von $\tau\rho\alpha\gamma\omega\delta\acute{o}\varsigma$ ($\tau\rho\alpha\gamma\omega\delta\acute{\omega}\varsigma$ [sic], S. 240) habe ich nirgends gefunden. Marc Aurel benutzt ja in seinem Vorwurf gegen die Christen das Adverb $\acute{\alpha}\tau\rho\alpha\gamma\omega\delta\acute{\omega}\varsigma$ (11, 3).¹³ Heil beschließt ihren „Ausblick“ (S. 246) mit den Wor-

eindrucksvollen Literaturverzeichnis (S. 200–204), findet sich aber bei Lechner 2007 (KfA.E 2, S. 214), der ersten Vorstudie zum Kommentar.

- 12 Im Literaturverzeichnis (S. 226–228) fällt es beim Herausgeber selbst besonders auf, dass manche Artikel mit und manche ohne die in englischsprachigen Veröffentlichungen üblichen Anführungszeichen (*inverted commas*) erscheinen. Vielleicht könnte man eines Tages auf einer internationalen Gänsefüßchen-Konferenz darüber diskutieren, ob Artikel in Hochkommata zu setzen und Buchtitel samt Zeitschriften in Schrägschrift (*italic*) zu drucken sind.
- 13 Soeben ist ein zweibändiges Werk erschienen von Marcel van Ackeren: Die Philosophie Marc Aurels (Quellen und Studien zur Philosophie 103). Berlin 2011.

ten: „Eigentlich war das Verfassen dieser Apologie selbst ein Akt der Feindesliebe“ (S. 247). Mit dieser Liebe ist hoffentlich mehr gemeint als eine emotionale „Regung“ (S. 246, Anm. 53). Übrigens gilt schon für die Christen-Kapitel der Apologie des Aristides: „Man sollte sich hüten, diese als Beschreibung der frühchristlichen Sozialethik zu übernehmen“ (S. 246).

In den nächsten zwei Beiträgen geht es um lateinische Apologeten. Der erste Beitrag stammt von Christoph Schubert, Ordinarius für Klassische Philologie/Latein an der Bergischen Universität Wuppertal: „Ein stummer Gott? Beobachtungen zur Verteilung von Reden und Schweigen im *Octavius* des Minucius Felix“ (S. 253–286). Um die Antwort auf die Titelfrage gleich vorwegzunehmen: „Stumm ist der Gott des *Octavius* ... nicht, aber er spricht nicht mit, sondern nur über [die] oder zu den Menschen, und in beiden Fällen ist sein Wort [*verbum*] unumstößliches Gesetz“ (S. 279). *Verbum* gehört zu den weniger oft vorkommenden Begriffen des Redens, die Schubert sehr differenziert und fast vollständig vorführt. Insgesamt ist sein Beitrag eine gelungene und einladende Einführung in ein schwieriges Werk. Man darf mit Recht auf seinen KfA-Kommentar gespannt sein.¹⁴

Der Beitrag von Tobias Georges (seit 2009 Juniorprofessor am Courant Forschungszentrum EDRIS der Universität Göttingen), „Die Philosophen in Tertullians Apologeticum. Ihre Bedeutung für den Epilog und das gesamte Werk“ (S. 287–300), zeichnet sich aus durch wohltuende Kürze. Die keineswegs auf Kosten der Qualität gehende Knappheit ist umso gerechtfertigter, als die von der Theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg 2010 angenommene Habilitationsschrift von Georges schon erschienen ist: Tertullian >Apologeticum<, übersetzt und erklärt (KfA 11). Freiburg/Basel/Wien 2011. „Tertullians Grundgedanke ... lautet: Die Schrift ist die Quelle aller Weisheit. Die Philosophen haben ... Inhalte der Schrift geraubt [und] nicht hinreichend verstanden. Infolge[dessen] haben sie die Wahrheit verfälscht“ (S. 294). Nach Tertullian bilden „Götter“ (*dei*) und „Dämonen“ (*daemones*) *unum genus* (apol. 23,10). Wenn Georges auf diese rhetorische Gleichsetzung wie auf eine Tatsache hinweist (S. 295, Anm. 24), wüsste man gerne, welchen Wirklichkeitscharakter sie für Tertullian hat: Gibt es Dämonen oder nicht?

Eine Herausforderung, um nicht zu sagen Zumutung, ist der Beitrag von Jutta Tloka, „Der Λόγος und die λόγοι. Die Bedeutung der Rhetorik für die Konstituierung der christlichen Elite in der Spätantike“ (S. 301–321). Die frühere Assistentin des Wiener Kirchengeschichtlers Wolfgang Wischmeyer bringt sich eigentlich selbst um die Früchte ihrer durchaus gelehrten Arbeit, wenn sie insgesamt ca. 100 kleingedruckte Zeilen griechischer (zuweilen auch lateini-

14 Dass der Autor konsequent „daß“ schreibt, liegt entweder an seiner begründeten Vorliebe („ß“ als Dehnungs-s) oder ist auf die Umbruchszeiten der deutschen Rechtschreibung zurückzuführen. Weniger konsequent sind andere Autoren, die abgesehen von Zitaten „daß“ und „dass“ mischen.

scher) Texte von Kirchenvätern und pagenen Autoren wie Libanios und Eunap ohne Übersetzung präsentiert. Das bisherige „Bedeutungsspektrum von λόγος“ (S. 311) wird im 3. und 4. Jh. vor allem dadurch erweitert, dass der Plural λόγοι in der Bedeutung „learning, education“ (Lampe 808), also als Parallelbegriff zu παιδεία gebraucht wird. Insofern wäre die Rede von der „Ausbildung in den λόγοι“ (S. 306 u. ö.) ziemlich pleonastisch, wenn nicht bei Iohannes Chrysostomus¹⁵ die Wendung παιδευσίς τῶν λόγων auftauchte. Zur „Selbstbezeichnung des Paulus als ἰδ[ι]ώτης“ (S. 313) ist zu sagen, dass in 2 Kor 11, 6 τῷ λόγῳ steht, der Plural „λόγοι“ also nicht verwendet wird.

Der abschließende Beitrag stammt von Hanns Christof Brennecke: „Homöismus und Logostheologie“ (S. 323–338). Brennecke ist Ordinarius für Ältere Kirchengeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und Mitherausgeber der Zeitschrift für Antikes Christentum / Journal of Ancient Christianity (ZAC). Hier geht es um die „christologische Diskussion“ im „innerkirchlichen Raum“, genauer um das „Verständnis des Logos in seinem Verhältnis zum Vater [d. h. Gott]“ (S. 3). Es wäre schön gewesen, wenn der Autor den lateinischen „Text der 2. sirmischen Formel“ (S. 325 f.) auch übersetzt hätte, zumal dieses Dokument nicht aufgenommen wurde ins Enchiridion/Kompendium von Denzinger/Hünemann. Aber Formelsprache ist leichter zu lesen als geschliffene Rhetorik. Für das vorliegende Buch am wichtigsten sind die Ausführungen von Teil III (S. 328–333). Da wird Leserinnen und Lesern auffallen, dass die komplizierte Geschichte der „Stoa“ (S. 329) in Bezug auf den Logosbegriff und die Logostheologie bisher etwas zu kurz gekommen ist. Man kann es nicht oft genug betonen: Der Logos von Joh 1 wurde weder vom pseudonymen Verfasser des vierten Evangeliums noch vom unbekanntem Verfasser des Johannesprologs erfunden.

Wer interessiert ist an antiker Rhetorik in Theorie und Praxis und an den verschiedenen Logoskonzepten in Philosophie und Theologie, wird diese Sammlung von Beiträgen mit Gewinn durchblättern und studieren. Das Buch sollte in keiner wissenschaftlichen Bibliothek fehlen. Viele Festschriften erscheinen ohne Register. Für diesen Band ließe sich nachträglich ein detailliertes Register erstellen und auf der Website des Verlags oder des Freiburger Lehrstuhls depo-

15 Zur Ergänzung der Literatur über diesen Kirchenvater weise ich hin auf das Lexikon der antiken christlichen Literatur (³2002, S. 378–385) und auf die neueste Arbeit der Spezialistin Wendy Mayer: „The Bishop as a Crisis Manager. An Exploration of Early Fifth-Century Episcopal Strategy“, in David Luckensmeyer and Pauline Allen (Hrsgg.), *Studies of Religion and Politics in the Early Christian Centuries* (Early Christian Studies 13). Strathfield NSW 2010, S. 159–171.

nieren. Meine Erfahrung hat gezeigt, dass solche Nachträge samt Ergänzungen und Berichtigungen im Internet gefunden werden und von großem Nutzen sind.¹⁶

Michael Lattke, Brisbane
m.lattke@uq.edu.au

[Inhalt Plekos 13,2011 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

16 Durch Berichtigung oder Ergänzung mache ich auf eine kleine Auswahl von Druckfehlern aufmerksam. Wenn nicht durch „A.“ auf eine Anmerkung hingewiesen wird, beziehen sich die Angaben auf Seite und Zeile (normalerweise von oben, zuweilen von unten [v. u.] gezählt). Ich betone ausdrücklich, dass es sich bei schwierigen Beiträgen dieser Art um eine äußerst sorgfältig erstellte Druckvorlage gehandelt hat. Kleinere Formalitäten, besonders in den Literaturverzeichnissen, werden ebensowenig aufgezählt wie falsche bzw. lustige Trennungen (z. B. S. 265: Ab-erglauben), die heutzutage oft auf das Konto der Schreibprogramme gehen. 2, 11 (v. u.): historische; 6, 3 v. u.: das; 13, 17: an denen; 20, 19: ἐπίδειξις; 24, 7 v. u.: Je; 30, 12 v. u.: auswandern; 31, 16: Zeugen; 36, 18: übereinstimmt; 36, 3 v. u.: πάροιστρος; 44, A. 32, 2: von keinem Namen genannt; 54, 2: eine; 65, 1 v. u.: als sie; 67, 16: Simonianer; 72, 10 f.: Niederschlag in; 82, 5: auch die; 82, A. 19, 3 f.: ἀγίω; 83, A. 22, 6: Zur Annahme; 86, A. 33, 2: οἱ; 92, 11: körperliche; 98, 11 v. u.: Gedanken; 115, A. 50, 4: werden; 149, 8: Marcovich; 151, A. 11, 2: sie als; 153, A. 23, 1 f.: entwickelt; 172, 12: erhaltenen; 186, 6 v. u.: ᾠδή; 202, 9 v. u.: Marcovich; 208, A. 3, 4: Wortmeldungen; 218, A. 31, 4: 1907 . . . Anm. 22; 222, 3 v. u.: eigentliche; 225, 2 v. u.: einander; 227, 5: 1907; 230, 2 v. u.: von Begriffen; 230, A. 7, 1: schreibt; 231, A. 8, 4 v. u.: Lehren; 232, A. 14, 3: Melito von Sardes; 243, 1: aus als das; 248, 8 v. u.: *Melito of Sardis. On Pascha*; 250, 20 und 22: S. Parvis; 251, 18: *Sociologist*; 251, 17 v. u.: Ausweis . . . bei; 252, 2: Jacobsen; 307, 1 v. u.: auf der; 308, 8: erwiesen; 310, 7: institutionalisieren; 315, A. 70, 4: ἀγωνίζεσθαι; 320, 2: *Chrysostom*; 320, 10: *City and*; 323, A. 2 und passim: Conciliorum; 324, 5: untrennbar; 325, A. 11, 1 v. u.: Anm. 6; 328, 15 v. u.: westlichen; 331, 9 f.: Außen-seiter; 337, 13 v. u.: VigChr.S 50; 338, 9: nachnizänischen.

Walter E. Kaegi: *Muslim Expansion and Byzantine Collapse in North Africa*. Cambridge: Cambridge University Press 2010. Pp. xx, 345. \$ 104.00. ISBN 9780521196772.

Walter E. Kaegi, noto agli studiosi di tarda antichità principalmente per i suoi numerosi – e innovativi – studi sulla tecnica militare e sugli eserciti bizantini, dopo la recente monografia su Eraclio (Cambridge 2003) e dopo un volume sulla conquista araba dell'Oriente e i rapporti con Bisanzio (ibid. 1992), si cimenta da par suo in una indagine particolarmente ardua sulle cause del declino bizantino e dell'espansione musulmana in Africa. Il saggio non casualmente si ricollega alla precedente monografia, se si pensa al ruolo di Eraclio agli inizi del VII secolo e ai suoi legami anche familiari con la regione, (riconquistata sotto Giustiniano a metà del secolo precedente dopo la parentesi del regno vandalo), qui posto in luce nel capitolo quinto. In un parallelo ideale, somiglianze e differenze con la politica perseguita a qualche decennio di distanza e con esiti antitetici dal nipote di Eraclio, quel Costante II di cui la storiografia ancora non ha formulato un giudizio univoco, sono indagate nel capitolo ottavo (arricchito anche da immagini di solidi emessi da quel sovrano; come, più in generale, testimonianze numismatiche e cartine geografiche contribuiscono alla leggibilità del volume): a testimonianza della centralità di questo – sfortunato – personaggio e della varietà di interpretazioni cui la sua vicenda è stata sottoposta, ricorderei anche un importante studio di L. Cracco Ruggini, Costante II, l'anti-Costantino, in *Studi sul mondo antico in memoria di Fulvio Grosso*, a cura di L. Gasperini, Roma 1981, pp. 543–559 (che andrà quindi aggiunto alla pur ricca ed esauriente bibliografia del volume). Significativamente Kaegi tratteggia le vicende africane in parallelo con il ruolo della dinastia eracliana, conclusasi con Giustiniano II.

La difficoltà di investigare i motivi che portarono al crollo dell'Africa e che andranno, come spesso accade, riconosciuti in una serie di cause intersecantisi tra loro piuttosto che in una sola ragione, è ben delineata nei capitoli introduttivi e ripresa nelle pagine finali. I primi capitoli presentano rispettivamente una chiara sintesi degli eventi discussi (pp. 11 sgg. per una tabella cronologica degli eventi; p. 5 per una cartina d'insieme) e degli obiettivi che il volume si propone, alla luce di mutate prospettive storiografiche. Queste sono ripercorse con chiarezza ed equilibrio nel capitolo secondo, che affronta temi sensibili e muove dalla storiografia 'coloniale', soprattutto francese, del Ventesimo secolo per giungere alla discussione delle recenti prospettive 'autoctone' di studiosi magrebini, passando per la fase di decolonializzazione e delle nuove acquisizioni degli ultimi decenni, frutto di un intensificarsi di prospettive congiunte, che vedano il coinvolgimento di studiosi di varia estrazione (storici antichi, bizantinisti, cristianisti, islamisti, archeologi), data la differente tipologia di fonti con le quali confrontarsi. Giustamente Kaegi sottolinea (p. 10) come "in the future,

team researches may be necessary instead of individual historians preparing isolated narratives and monographs to accomplish this task of understanding North African history. It is desirable to accelerate and improve scholarly collaboration between disciplines that have become intensively specialized and separated". A proposito di tali progetti inter- o multidisciplinari è possibile segnalare una analoga iniziativa coordinata dal Prof. Luis Garcia Moreno della Universidad de Alcalá (Spagna) su "La expansión del Imperio árabe-islámico en el Norte de África y Occidente mediterráneo (siglos VII–VIII) según las fuentes no islámicas", iniziata circa quattro anni or sono e della quale anche la scrivente fa parte. Nell'ambito di questo progetto è stato pubblicato anche un importante studio di Yves Modéran – uno degli ultimi lavori di questo eccellente studioso immaturamente scomparso nel 2010, dedicato a "Sources arabes et sources non arabes sur la conquête musulmane de l'Afrique: 1. Le dossier de l'exarque Grégoire et de l'attaque de 647", in L. Garcia-Moreno (dir.), *Del Nilo al Ebro I. Estudios sobre las fuentes de la conquista islamica*, Madrid-Alcalá de Henares, 2010, p. 96–121.

La rivolta dell'esarca Gregorio costituisce certamente uno degli snodi chiave delle vicende africane del settimo secolo, preludio delle sconfitte militari, prima fra tutte quella che Kaegi indica come "lo shock di Sbeitla" del 647, e del progressivo abbandono della regione. Del resto, in un'ottica centro/periferia, l'Africa era una regione lontana e per questo i Bizantini sembravano meno interessati ad essa, tenuto anche conto del fatto che il pericolo maggiore era rappresentato dalle frontiere orientali (al tempo stesso, Kaegi rammenta che l'Africa rappresentava solo una parte delle regioni occidentali su cui con difficoltà i Bizantini cercavano di mantenere il controllo, p. 278; e proprio nelle ultime pagine mostra come Bisanzio seppe, alla lunga, farsi una ragione della perdita dei territori occidentali); mentre non vanno tralasciate le mai sopite tendenze autonomiste delle popolazioni berbere, che con le loro rivolte portarono certo ad un logoramento e ad un indebolimento degli apparati militari in Africa. La storia delle velleità indipendentiste dell'Africa non era certo sconosciuta all'impero romano (si pensi al tentativo di Tacfarinate oppure a quello più tardo di Gildone), ma è soprattutto nel sesto secolo con la guerriglia mossa all'indomani della riconquista del 533–534 e parallelamente al progressivo venir meno della organizzazione militare che l'autonomismo berbero costituisce uno dei fattori minanti della saldezza del dominio bizantino; al tempo stesso, ammutinamenti e ribellioni tra i Bizantini contribuiscono dall'interno a questo indebolimento; l'ostilità al fiscalismo imperiale va parimenti tenuta in considerazione. Gli eventi del sesto secolo, narrati da Procopio e dal meno noto Corippo, possono quindi essere una chiave di lettura per cogliere la riproposizione di accadimenti simili nel settimo.

Gli ultimi capitoli si concentrano a esaminare somiglianze e differenze tra la situazione delle frontiere a Est e quelle delle regioni occidentali, in particolare,

appunto, il Nord Africa (pp. 266–268). In alcuni punti il libro sembra procedere con lentezza, ma ciò è dovuto all'analisi minuziosa dei fatti e al problema della difficoltosa decifrazione delle varie fonti, che specialmente per la seconda parte del settimo secolo si rarefanno e presentano oscurità interpretative, tra le altre cose anche nell'identificazione di città o luoghi teatro di scontri, anche importanti: le cronache coeve dedicano poca attenzione alla regione; la storiografia araba è invece più tarda e dunque mostra la tendenza a leggere con schemi differenti gli eventi di qualche secolo prima. Ad esempio, Kaegi osserva come, almeno in questa prima fase, non si possa parlare ancora di una guerra santa. La conquista araba dell'Africa, inoltre, sembra caratterizzarsi per essere stata particolarmente cruenta nei confronti della popolazione civile, ma, contrariamente al Medio Oriente, non sembrano essere attestati numerosi episodi di martirio religioso (p. 276). Inoltre, tra gli episodi che vengono messi in evidenza e discussi quello dai contorni quasi leggendari della regina berbera (probabilmente cristiana?) Kahina, che guidò negli anni Ottanta la rivolta contro gli Arabi e quello dei comandanti arabi (o africani legati agli Arabi), ai quali si deve la vittoria ultima contro Bisanzio, Musa e Tariq.

A questo proposito, potrebbe anche essere interessante fare riferimento a come le fonti islamiche presentino la conquista del Nord Africa e, successivamente, della Spagna (distinguendo, anche sul piano lessicale, “conquista” da “invasione”): esse, infatti, insistono sulla difficoltà di questa impresa, sottolineando a più riprese i problemi con le popolazioni indigene berbere ovvero enfatizzandone la resistenza, rievocando parimenti l'episodio di Kahina. Né manca, a questo stesso proposito, l'accento posto su episodi miracolosi, come ad esempio (nel caso della Spagna), la presenza di serpenti e scorpioni che si oppongono all'avanzata degli Arabi, ma spariscono grazie ad un prodigio.

L'aspetto più interessante del libro, a parere di chi scrive, è il collegare la politica imperiale bizantina e le aspettative delle élites locali alle polemiche religiose. Come è noto, la divisione sul piano religioso delle regioni mediorientale e del bacino mediterraneo causò una seria mancanza di coesione e per alcuni aspetti facilitò gli Arabi, nella logica del *divide et impera*. Ma soprattutto la controversia sul monoenergismo mostra come l'Africa fosse una regione capace di opporsi con vigore alla politica imperiale in materia religiosa, così come nel secolo precedente era avvenuto a proposito della controversia dei Tre Capitoli. Viceversa, i legami con l'Occidente, e in particolare con la Chiesa romana erano ancora assolutamente saldi e non scalfiti. Non a caso, la prosecuzione della controversia tra Massimo e Pirro ha avuto luogo a Roma, e la formula dell'*Ekthesis* di Eraclio (638) venne condannata da un sinodo africano su richiesta di Massimo nel 646, dopo aver ricevuto analoga condanna dal pontefice romano nel 641 (nella fase finale del settimo secolo, tuttavia questi rapporti subiranno un indebolimento, giacché l'Italia, impegnata contro i Longobardi, non poteva far fronte anche ai problemi africani, come si sottolinea a p. 286).

Nuova e degna di nota sembra l'ipotesi prospettata da Kaegi che mette in relazione il fallimento del colpo di stato di Gregorio con la durezza e crudeltà della reazione bizantina nei confronti di Massimo il Confessore, che può essere quindi interpretata alla luce di eventi politici, non puramente religiosi (e, per contro, si veda invece la più tarda anonima Vita di Massimo, di chiara impronta monofisita, la cui ostilità nei confronti del patriarca giunge a presentare la conquista dell'Africa come una vendetta del cielo per l'empietà di Massimo).

In conclusione, nonostante alcune questioni restino ancora aperte e siano, per un oggettivo stato di cose, necessariamente destinate a non avere una risposta, il volume di Kaegi si segnala per l'ampiezza di problemi presentati e il numero di fonti prese in considerazione. La minuziosa analisi delle vicende e della strategia militare (dell'esercito e anche della flotta) si accompagna a una ricostruzione del quadro storico, geografico e religioso particolarmente lucida, importante e completa. La vicenda dell'Africa nei suoi rapporti con Costantinopoli – significativamente evidenziata nell'ultimo capitolo che rimanda alle due città il cui nome rimanda a Costantino, Costantinopoli, appunto, e Costantine (la romana Cirta) – è anche il modo per presentare l'intersecarsi più complesso di dinamiche di trasformazione, il distacco progressivo tra Oriente e Occidente, ma anche tra Europa e Africa, che sostanziano il passaggio dal mondo tardoantico a quello medievale.

Chiara O. Tommasi Moreschini
Dipartimento di Filologia Classica – Università di Pisa
c.tommasi@flcl.unipi.it